M. v. O.
L. g.
0.51

Sophienlust.

Novelle

von

Ludwig Bechstein.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1840

Vorrede.

„Eine Rococo-Novelle!“ dürfte die Suffisance ausrufen, wenn ihr kritischer Blick Zeit, Personen und Haltung dieses Buches im Nu überfliegt, und mit diesem Ausruf in der That den Nagel auf den Kopf treffen. Ja — es behagte dem Autor, bald nach Vollendung eines, die tiefsten und ernstesten Studien der Geschichte, wie der Personen, einer mannichfach bewegten Zeit bedingenden Romans — der waffendröhnenden Rüstkammer den Rücken zu kehren, und sich im gestickten Rollstuhl mit bequemen Armlehnen mitten zwischen seine Sammlung von japanischen Agalmatolith-Pagoden, chinesischen Bildern, Tassen und Kästchen, buntbemalten französischen Damenfächern, und sonstigen

Zierlichkeiten ausruhend niederzulassen. Hier war es ein Leichtes, eine minder fernliegende Zeit herauf zu zaubern. Der leichtbeflügelte Phantasus harrte nur des Winkes, um alsbald die Räume des, mit der buntesten Tapete bekleideten Zimmers auszudehnen, und mit Gestalten zu beleben, die jener Zeit angehörten. Diese Gestalten bedürfen weder eines historischen Vorder- noch Hintergrundes; in ihrer Erscheinung sind sie ihre Geschichte.

Dies will sagen, daß die verehrte Leserin, der günstige Leser im hier Erzählten keine Geschichte suchen sollen, sondern es tritt in den nachfolgenden Blättern nur ein Resultat des harmlosesten poetischen Schaffens vor Augen, das die fliegenden Sommerfäden der Phantasie um eine freundliche Gegend und um ein in dieser freundlichen Gegend gelegenes einsames Schlößchen spann.

Des Dichters Waldgang.

Der Wald schattete grün und kühl über den Pilgerweg eines einsamen Wanderers, der Friede der Natur waltete mit heiliger Feierstille um und über ihn. Ein schmaler, nicht sehr betretener Pfad zog sich unter dem Laubdach junger und alter Buchen geradeaus fast endlos fort, nur bisweilen mit sanften Krümmungen einen oder den andern Hügel umziehend. Es war hoher Sommer, die Vögel schwiegen, die in Frühlingstagen den wonnigen Hain durchschmettert, und andere Blumen waren an die Stelle der Kinder des Lenzes getreten, Blumen, die den Nachsommer und den beginnenden Herbst schmückten, weniger schön in ihren Formen, wie Lilien und Rosen, und minder duftig, wie Veilchen und Maiglöck-

chen, aber dennoch mannigfaltig und anmuthig. Das Laub der Bäume aber glänzte noch fast so frisch, wie im Frühling; die Sonnenstrahlen fielen noch ebenso, wie zur Maienzeit, durch das Laubgitter, und wenn ein leiser Lufthauch dieses bewegte, so schwankten und zitterten Schatten und Lichter lieblich auf dem Pfad durcheinander, und sein Kieß schien vom Morgenroth überhaucht, oder von Rosenblättern bestreut. Schöne Schmetterlinge gaukelten leichtgewiegt von ihren bunten Flügeln über die schwankenden Halme der Waldhäuser, und grüne Eidechsen raschelten scheu beim Nahen des Menschentrittes, und bargen sich unter Dorn und Gestein.

Der Mann, welcher gedankenvoll dahergeschritten kam, hatte auch bereits die Zeit hinter sich, in welcher die Veilchen und Maiglöckchen, die Rosen und Lilien der Jugend blühen und duften, doch glänzt noch frisch das Laub seines Lebensbaumes, und ein goldenes Sonnenlicht streute noch zu guten Stunden magischen Rosenschimmer auf seinen Lebenspfad, dieses Sonnenlicht war die Poesie.

Ein Poet, der einsam im Walde wandelt, wird

fast immer, laut denkend, mit sich selber sprechen, und indem er mit sich selbst spricht, denkt er doch wohl, bewußt oder unbewußt, an die, von denen er hofft, daß sie mit Antheil bei seinen Gedanken weilen würden, — an seine Leser, und da geschieht es mehr als oft, daß er sogar seine Gedanken festzaubert — durch die Schrift. Tönt in diese Gedanken, wie das so natürlich ist, irgend ein Rhythmus hinein, so gestalten sie sich wohl gar zum Liede, und wenn ein Dichter ein neuempfangenes Lied halb vor sich hin summt, halb leise spricht, ist ihm immer so seligfromm zu Muthe, wie einem Priester, der im Geist und in der Wahrheit betet, nämlich mit dem Herzen. Das Herz und nur das Herz ist der ewig aus Gott quellende Urborn aller Poesie, in welcher Form sie immer geboren werden mag; nur in ihm und aus ihm quillt der Lebensäther der Begeisterung unerschöpflich und unergründlich. Der Geist aber ist das reine edelgeformte Gefäß, in welchem der Zaubertrank geschöpft und aufbewahrt wird. Die, welche so zu schöpfen verstehen, sind die eigentlichen Schöpfer am Quell des Schönen, sie sind es, welche Steine beleben,

Löwen bändigen, aus Wüsten Paradiese zaubern — ächte Künstler. Andre nahen im Lusttaumel dem heiligen Born der Poesie, schöpfen mit hohler — oft unsauberer — Hand, jubeln und jauchzen wie trunkene Bacchanten, werden von Vielen für Poeten und Propheten gehalten und gepriesen; aber ihre unartikulirten Naturlaute verhallen, ihre Prophezeihungen sind Täuschungen, ihre Begeisterung war ein flüchtiger Rausch, und sie fallen verdientem Vergessen anheim.

Noch Andre gibt es, welche den Quell suchen, das Gefäß in der Hand, aber das goldne Gefäß gilt ihnen mehr und höher als der Trank, diese sind Verstandes- und Form-Poeten. Das Gefäß, der Geist, wird ihnen zum klingenden Erz, zur tönenden Schelle, aber Schall ist noch nicht Melodie, Klang noch nicht Rhythmus, ebenso wie Licht nicht Wärme ist. Sie treten vor die Menge mit Gauklerproduktionen, sie zeigen ihr leeres Gefäß und lassen nun daraus laufen, was die Zuschauer wollen, weißen Wein oder rothen, mitunter auch blassen. Auch ihrem Bemühen zollt die Menge Beifall, denn es gilt ihr für eine Kunst, aus Nichts Etwas zu machen.

Und diese Künstler sind noch nicht die Schlimmsten, denn sie wollen doch Etwas, und können Etwas, und zeigen sich dem Publikum in schönen und eleganten Kostümen, und es umfließt auch Gauklerkünste ein poetischer Anhauch — aber am unleidlichsten und unerträglichsten sind jene, die vor lauter Geistreichthum, Verstand und Verständigkeit nie zu einem Verständniß dessen gelangen, was Poesie ist, jene Abstrakten, die sich abgezogen und abgestoßen fühlen von Allem, was nicht in mathematischen Formeln sich ausdrücken läßt, was nicht in das Procrustesbett der Staatsweisheit paßt, was in politisch-öconomischen Realencyklopädien keine Stelle findet. Wenn es boch kömmt, so erkennen sie Einen an, oder Einige, um sich nicht zu prostituiren vor der Ueberzahl, die noch an das Schöne glaubt und seinen weltanwedelnden Kult übt, über diesen Einen oder diese Wenigen können sie dann nicht hinaus und eben so wenig können sie hinein in das Wunderland der Poesie. Daraus aber, daß es so ist im Leben, wie dieses Gleichniß andeutet, entspringen die vielfachen Einseitigkeiten in den Geistesrichtungen selbst

mancher Begabten und Geweihten, die Parteikämpfe, die Ichsucht und der selbstische Hochmuth.

Die lyrischen Bacchanten halten sich oft für die wenigen Auserwählten unter den vielen Berufenen, sie lassen sich einreden von blindgläubigen Verehrern, es sei ihnen die Mission eines Messias der Poesie zugetheilt, und empfangen willig, ohne gelitten oder gehandelt zu haben, Opfer und Adoration. Kommt es hoch, so zeigen sie sich etwas ungeberdig, malkontent, ungezogen sogar, und suchen der Menge aufzubürden, sie trügen der Welt Schmerzen. Sie repräsentiren die von Uebersättigung herrührende Indigestion der Zeit. Die Gaukler scheinen aus dem Heimathlande der Gaukelei, Hindoston, eine alte Schlangenhaut mitgebracht zu haben: den Kastengeist, einen Balg, den sie nicht los werden können und nicht abstreifen wollen. Nach ihren Sitten oder Unsitten möchte diese Partei alles sociale Leben modeln, sie erkennt keinen andern Beruf, kein andres Streben für ächt an, als das ihre, sie prahlt mit raschem jugendlichem Vorwärtsschritt, bleibt aber, wie das Roß in der Tretmühle, immer auf einer Stelle, auf

dem bunten, blumendurchwirkten Teppich, darauf sie ihre Künste zeigt.

Die Abstractverständigen sind die kalten Marmorsteine, in denen, nach Uhlands schönem Sängerwort, der deutsche Gott, die deutsche Poesie nicht rauscht. Ueber Allen aber, die da schöpfen und bilden, streben und gestalten, rechten Weg finden und irre gehen, über Allen, die ein ernstes Wollen in sich tragen, wölbt sich der gleiche Himmel, jedem ist der Emporblick vergönnt, jedem der Gnadenblick des Lebens gegeben, und jeder mag dem Herrn dienen nach seiner Weise.

Sollte die Kunst, die von Gott uns verliehen ist, das Leben zu verschönen, das Leben, das in sich zerfallene, entzweite, nicht auch versöhnen können?—

Der Waldeswanderer dachte, als er so still sinnend, das Herz voll beseligenden Seelenfrieden, dahinschritt, und aus dem Herzen unausgesprochene Gebete, gleich ungesungenen Liedern emporwallen ließ, weder an die Gaukeleien und Harlekinaden der Kastengeistreichen, noch der Liebäugelei mit Schmerzen und Bitternissen der Uebelzufriedenen;

weder hoffte er auf einen Messias, noch weniger war er so eitel, sich selbst für einen Solchen zu halten. Er hatte die Welt hinter sich gelassen, die große Welt mit ihren widerstreitenden Ansichten, Meinungskämpfen, Feindseligkeiten und mannigfacher Zerwürfniß und Zerfällung, und auch die kleine Welt beschränkender bürgerlicher Verhältnisse, häuslicher Sorgen, peinlicher und kleinlicher Einengungen. Mit vollkommener Gesundheit des Leibes wie der Seele trat er in das erquickende Bad der Waldfrische, nicht wie ein Neugeborener, der noch nicht denkt, und das Leben weinend grüßt, sondern wie ein Auferstandener, der den Tod überwunden hat, und trunken vom Anschauen im Lichte Gottes wandelt. Er befand sich in jener erhöhten Seelenstimmung, die selbst der irdischen Hülle Flügel zu leihen scheint, die ein Vorgefühl seligen Geisterlebens sein muß, und gab sich willig den einfachen, aber reinen und ungetrübten Eindrücken hin, welche die ihn liebmütterlich umfangende Natur in seine Seele küßte.

„Wenn ich kein Weltgänger bin und keiner sein kann, bin ich ein Waldgänger doch,“ sprach heiter der

Poet. „Das Ich bin ich! des großen Philosophen ist ein göttliches Wort, und wohl dem, der vollbewußt es auszusprechen vermag: Ich will ganz ich selbst sein! ich bin's!"

„Ich will ganz ich selbst sein, und indem ich die Natur zu mir reden lasse mit ihren leisen Tönen, mit ihrem heiligen Schweigen, denn auch dieses Schweigen spricht, träume ich mich in den Zauber- und Mährchenschooß der Poesie, irre ich im Labyrinthe willkommener Täuschungen, bin ich dem Geräusch der Außenwelt entrückt und wie Genoveva in ein Waldasyl geflüchtet. Die erste Blumenglocke, die ich pflücke, wird mir zum Zauberstab, zur Springwurzel, die ich an die Pforten von Felsgrotten und verwünschten Schlössern nur anlegen darf, so springen sie auf, und ich trete in der Romantik phantastisches Wunderreich."

Während dieses Selbstgespräches schritt der Wanderer ununterbrochen durch den Wald fort; bald lichtete sich der Pfad in etwas, bald traten die Bäume wieder zu beiden Seiten näher an ihn heran, und bogen die nachbarlichen Zweige so pfadüber, daß der

Weg durch ein uraltes, von Kunstgärtnerhand erst gepflegtes, dann vernachlässigtes Berceau hindurchzuziehen schien. Von den lichten Stellen öffnete sich bisweilen ein kurzer Durchblick auf nahe sanft aufsteigende Berge, vor denen sich grandiose Flächen grüner Waldungen ausbreiteten.

In ziemlicher Tiefe unter dem einsamen Waldpfad, von dem ab der Buchenforst sich mälich niedersenkte, zog sich, ohne aber dem Blick sichtbar zu sein, eine Heerstraße ebenfalls durch den Wald, und nur ganz von Weitem drang manchesmal das rollende Getöse eines vorübereilenden Fuhrwerkes durch die Stille herauf, das einzige, seltne Geräusch. Noch tiefer als die Straße, lag an der Sohle des Berges ein freundlicher Wiesengrund, von einem Bach durchschlängelt, von dem sich gleich wieder bewaldete Berge emporzogen.

Bisweilen geschah es, daß einige Rehe sichtbar wurden, die im Waldgras äseten und, aufmerksam stehend, den Wanderer mit Neugier betrachteten, dann aber scheu fortprallend in das tiefere Dickicht eindrangen. Der Poet lächelte.

„Vor mir braucht keine Kreatur zu fliehen; bin ich doch selbst kaum minder harmlos. Freilich kein Arion, kein Orpheus, der mit Tönezauberei sie anzulocken und zu fesseln vermag; doch diese Herren des Gesanges sind auch nur Gebilde schöner Mythen, die aus dem Paradiesestraum eines goldenen Zeitalters zu uns herübergeklungen.“ —

„Wohin führt mich dieser Pfad, den mein Fuß noch nie beschritt? Immer weiter und weiter läuft er vor mir hin, unabsehbar; bald verbirgt er sich, um eine Baumgruppe biegend, bald windet er sich um einen Hügel, bald zieht er wieder lang gestreckt oder sanft gewunden unter'm Schattendache der Bäume hin, von Sonnenlicht dämmerhell, wie eine dunkle, goldgefleckte Schlange sich durch die grünen Halme einer Wiese ringelt.“

„Ich irre mit Freude in diesem Walde, ich bin verirrt, ich habe mich verirrt, aber es ist süß, mit Bewußtsein im Irren zu schweifen. Was ist Irren, was Irrthum? — Das für falsch gehaltene Rechte, oder das für Recht gehaltene Falsche? Eines wie das Andere; doch für Vieles finden wir nie den

rechten Sinn, nie die volle Wahrheit. Vieles sollen wir nicht fassen, und Alles können wir nicht verstehen lernen. Nicht immer frommt uns auch die volle Wahrheit; Tausende und aber Tausende sind nur durch Täuschungen glücklich. Irrthum und Verirrung spinnen und schlingen bunte Zauberfäden wohl um jede Menschenbrust, fesselnde Netze, aber ätherleichte. Wir tragen sie, wie einen bunten Schmuck, auf den wir uns oft noch etwas zu gute thun, wie Kinder sich mit neuen Festkleidern brüsten. Die allermächtigste Magie der Täuschung ist jedoch diese, daß wir mit hellem Auge es gewahren, wenn unsre Brüder in Irrthumsbanden gehen, wenn der Verirrung Pfade von ihnen betreten werden. Da sind wir wohl im Stande, mit vollem Ernste abzumahnen, und ihnen ein Lächeln abzunöthigen, da sie sich frei wähnen, und nur uns in Irrthumsnetzen erblicken. Wir ermahnen, jene schelten, und keinem will sich das Verständniß der Parabel vom Splitter und Balken erschließen."

„Es sollte mehr Friede in der Welt und unter den Menschen sein!"

Dem wandernden Poeten kam ein Liedervers in die Gedanken, der ihn in Jugendtagen, wo er ihn von einem Schülerchor vor den Häusern wiederholt singen hörte, oft erfreut, welcher Vers den Verfasser des Buches: Der verhüllte Bote aus der Heimath, — zum Dichter hat, und er sang ihn vor sich hin:

„Laßt mir meine Phantasien,
Laßt mir meine kleine Welt,
Wo die jungen Lenze blühen,
Wo nur Blumenregen fällt.“

„In diesen einfachen Worten ist der ganze Charakter eines bescheidenen Lyrikers ausgeprägt und dargelegt; sein Wohlgefallen am Ergehen in den Gefilden der Imagination, am Stillleben ruhigfriedlicher Betrachtung, an jener innerlichen Beschaulichkeit, die einen nicht nach Hohem und Höchstem strebenden Geist volle Befriedigung zu gewähren vermag.“

„Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Talent des Lyrikers an die Scholle solcher friedlichen Beschränkung gebunden sein müsse. Wer zählt die Radien, die von Helios heiligem Haupte ausströmen?

Jeder Strahl ist eine Begeisterungsflamme, und Jeder ist glücklich, auf den solche Flamme sich niedersenkt, und in seinem Innern höhere Gluth entzündet, und eine Thorheit ist es, einen Dichter mißachten zu wollen, weil in sein Inneres der blaue oder violette Strahl fiel, während uns vielleicht der rothe oder grüne beglückt oder auch nur schöner dünkt.“ —

„Es wäre nicht uninteressant, und wohl der Mühe werth,“ sprach ferner der Wanderer zu sich selbst, „Forschungen anzustellen über das innere, das Gemüthsleben des deutschen Volkes nach den verschiedenen Jahrhunderten, daran sich die Betrachtung knüpfen ließe, wie der Einfluß der Nachbarvölker auf Sitte, Brauch und Geselligkeit eingewirkt. Zerstreut findet sich wohl da und dort manche nützliche Nachweisung, Gesammeltes darüber vermisse ich noch. Es gibt Bücher, die eine Fülle von Stoff gewähren, so zum Beispiel Eulenspiegel und Simplicissimus, doch halten diese sich in sehr bestimmten Sphären und Grenzen. Wie lange haben unsere Romanciers sowohl der ältere, durch Veit, Weber,

Schlenkert, Gottlob Heinrich Heinse und Andere, als der neuere durch die vorzugsweise sich so nennende romantische Schule gepflegten und vertretenen Zeit- und Literaturepoche uns, um bei einem stehen zu bleiben, das Mittelalter im durch und durch falschen Lichte gezeigt? Die älteren Poeten, die sich historischer Stoffe bemächtigten, überboten sich in der Schilderung von Gräueln und Rohheiten, von denen man sich mit Ekel abwandte, und die späteren brachten eine fatale, hypersentimentale Minneliederlichkeit hinein, die sich in jener gesunden, naturkräftigen Zeit nie und nirgend findet, eine Zeit, die studirt sein will, um richtig vor Augen gestellt werden zu können. Dem Mittelalter folgte der deutsche und der dreißigjährige Krieg, und aus dieser bewegten Zeit klingt vom damaligen Gemüths- und Familienleben noch viel weniger zu uns herüber, wie aus den ungleich thatenärmeren Zeiten zunächst vor der Reformation.“

„Mit dem Westphälischen Frieden schließt sich bedeutsam eine Aera ab, und es beginnt eine neue, seltsame, wunderliche, die ihre ganz eigne Phantasie

hatte, und eine bestimmte Richtung nahm. Den größten Theil ihrer uns jetzt barock erscheinenden Eigenthümlichkeiten empfing und nahm sie an von einem Nachbarvolke, bei dem das nationelle Vorwalten chevaleresker Liebenswürdigkeit sich zu bestimmten Formen bequemte, die der Geschmack gut hieß und die Mode sanctionirte. Damals aber gingen Phantasie und Gemüth innig befreundet Hand in Hand.“

„War nun jene Zeit deshalb, weil ihre Formen aufgehört haben, zu gefallen, oder weil sie dem, entweder nach der romantischen Frühe oder der lebendig anregenden Gegenwart hingeneigten Geschmack nicht zusagen, nicht auch poetisch? Glühten die Herzen nicht unter dem engzugeschnürten Corsett, unter dem blinkenden Harnisch, auf dessen glatter Fläche die gepuderte Lockenfülle mächtiger Perücken sich wiegte?“

„Da will ich in! Poesie ist überall, wo nur ein Menschenherz höher pulsirt, wo nur eine Hand ordnend und schmückend waltet, überall, wo die Gefühle sich zu Affecten steigern, überall, wo das zwischen Schmerzen und Wonnen ewig getheilte Menschenleben

hofft und duldet, jauchzt und weint; und überall, wo nach des Dichters Worten: die unendliche Natur ein Wort mitspricht zu dem, was ihre endlichen Kinder nur lispeln, nur lallen können."

Während der Gedankenflug des Wanderers diese besondere Richtung nahm, und er im tiefsten Innern sich des Gedachten noch weit klarer bewußt war, als er es sich selbst in Worten sagte, wie er sie eben fand, kunstlos und anspruchslos, trug sein Fuß ihn immer weiter durch die sommerwarme Dämmerhelle des Waldes, und er wußte immer noch nicht, wohin er gelangen werde.

So wallen wir, oft gedankenvoll, oft freudvoll, noch öfter leidvoll, die Lebenspilgerbahn entlang, und wissen nicht, wo sie abbricht, und wissen nicht wohin wir gelangen werden.

Mit einem Male lichtete sich der Wald.

Der Wanderer war fast unbemerkt auf eine Bergkante gelangt, die sich ihm zur Linken bebuscht zum Gipfel hinanzog, zur Rechten sich abwärts in ein Seitenthal hinabsenkte, das in den vorhin erwähnten friedlichen Wiesengrund mündete. Von dieser Stelle

lief der Pfad über ein schmales Stück bebauten Feldes hin, und verlor sich tiefer sogleich wieder in die Waldung, die sich bis zum smaragdgrünen Thalgrunde erstreckte. Es bot sich von dem gewonnenen Höhenpunkte keine weite Aussicht dar, wohl aber eines jener befriedigenden Landschaftbilder, die sich als ein schönes abgeschlossenes und abgerundetes Ganze zeigen, und durch Belebung wie Beleuchtung zumal dann dem Auge wohlgefällig wirken, wenn sie überraschend und nicht geahnet plötzlich uns zu Füßen liegen, oder uns selbst in ihren traulichen Schooß aufnehmen. Zur Linken lag die Landschaft, die der Wanderer jetzt, ruhend auf seinen Stab gelehnt und friedlich aufathmend, mit heiteren Blicken überschaute, ganz von mäßig hohen Waldbergen umgrenzt, gleichsam in diese eingebuchtet. Die Gipfel dieser Berge zeigten eine schön geformte Hügelkette, deren letztes Glied, die andern in etwas überragend, die Ruine einer Ritterburg krönte. Hinter dieser zeigte sich, in zarten bläulichen Duft verschleiert, ein Hochgebirge, das den fernen tiefen Hintergrund der Landschaft bildete. Zur Rechten zogen sich ebenfalls bewaldete

Höhen hin, und drunten lief über dem Wiesengrunde zwischen Fruchtäckern und von einer ununterbrochenen Allee von Obstbäumen grün gesäumt, das weiße Band der Landstraße gerade aus, dem Ruinenberge und unter diesem sanft sich krümmend, dem Hochgebirge zu.

Jetzt plötzlich erklangen Kirchenglocken. Ihr Schall ward aus einem stattlichen Dorfe zur Rechten herübergetragen, das sich jedoch noch vor dem spähenden Blick des Wanderers hinter einer vorspringenden Bergzunge barg. Auf den Wiesen waren viele Menschen mit der Grummet-Aernte beschäftigt, und ihre Thätigkeit verlieh dem stillen Landschaftbilde Leben. Hochaufgethürmte Wagen fuhren langsam das Thal entlang, dem Dorfe zu; jubelnde Mädchen, deren schirmende Strohhüte mit bunten Bändern geschmückt waren, saßen oben darauf; andere Wagen wurden noch aufgepanst, und zwar mit einiger Hast, denn das Geläute rief vornehmlich das Friedenswort: Feierabend! der Gegend und ihren Bewohnern zu. Als jetzt die Glockenstimme schwieg, hörte der Wanderer in gemessenen Zwischenräumen

dreimal drei tiefer dröhnende Glockenschläge, und sah, wie die Bauern drunten im Thale die Mützen abnahmen, und wie während der Glockenschläge plötzlich die Arbeit rastete. Die Bauern beteten ein stilles Vaterunser, altherkömmlicher Brauch in den mitteldeutschen Dörfern, auch in den protestantischen, der an das katholische Aveläuten erinnert.

„Wie schön! Wie rührend!“ rief der Wanderer, und entblöste auch sein Haupt, und dachte mit frömmster Empfindung an Gott.

„Feierabend! Sabathstille. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“

Das Schlöſschen im Thale.

Als der wandernde Poet nach jenem ſeine Seele auf Andachtflügeln erhebenden Moment ſich weiter umblickte in der im Abend-Sonnengold glanzvoll ſchwimmenden, die tiefſte Ruhe athmenden Landſchaft, ſah er über der Waldung, in welche der geſchlängelte weiße Fußpfad ſich verlor, eine Gruppe von Gebäuden, die das Anſehen eines gutsherrlichen Gehöftes trugen, bis dorthin zogen ſich die Thalwieſen, und dorthin ſchien auch der Pfad zu führen; von den Gebäuden ſelbſt lief nach dem Walde eine Allee alter Linden und Kaſtanien. Ueber den Gebäuden hoben ſich die vorhin erwähnten Berge, angebaut bis ungefähr zur Mitte, wo dann friſchgrüne Buchenforſte ſich maleriſch bis zu den Gipfeln aufwärts zogen. Einzelne ſchöne Baumgruppen waren

auch in der Feldflur verstreut, und am Abhang einer sonnigen Trift stand über jenen Gebäuden eine lebendige Laube, die einer grünen Krone glich.

Da die Sonne nun untersank, die Schatten riesig wurden, und nur die Bergscheitel noch in brennenden Glorien standen, der Wanderer aber sich allzuweit von der Heimath entfernt hatte, um dieselbe vor der tiefsten Nacht wieder zu erreichen, so beschloß er, dem guten Glücke sich ruhig anzuvertrauen, und ihm zu überlassen, wo und wie es ihn die nächste Nacht betten werde. In jenem Dache, das die andern umstehenden Häuser des anscheinenden Gehöfts überragte, hoffte er mit einiger Zuversicht ein gastliches, und schritt getrost den Pfad entlang, in den Wald hinein, einen Hügel hinan, der sich bald wieder abwärts senkte, und stand nach wenigen Minuten nun am völligen Ausgang des Waldes, und am Eingang einer alten, sich selbst gänzlich überlassen gebliebenen Allee, die geradezu nach den vorhin erblickten Häusern führte. Er betrat die Allee, nicht ohne Verwunderung, in diesem ländlichen Gefilde Spuren städtischer Kultur zu finden, welche seine

Vermuthung, er nahe einem Edelhofe, noch mehr bestärkten.

Aber diese Kultur kündete sich ganz als eine verblühte, abgestorbene an. In der Allee wuchs Gras; die Fahrgleise schienen nicht von Kutschen herzurühren, und die Thierfährten, die im jetzt erhärteten Schmutz eingedrückt zu erblicken waren, rührten nur von Vieh mit gespaltenen Hufen, nicht von edlen Rossen her. Zur Rechten blieb die Aussicht in den anmuthigen Thalgrund frei, zur Linken aber trat plötzlich eine hohe und starre Mauer, wie eine Bastion entgegen, die terrassenartig abstieg, und mit Zinnen geschmückt war. Auf diesen Zinnen standen, höchst vereinzelt und zum Theil zerstört, große thönerne Blumenvasen, so daß die Mauer, die nun mit der Allee gleichmäßig fortlief, sich als Einfriedigung eines gewiß großen und umfangreichen Kunstgartens kund gab. Der Wanderer gewahrte jedoch, daß viele der Blumenvasen in der Reihe fehlten, und auch in den übrigen prangte keine Blume, höchstens wiegte sich darin der schwankende Halm irgend eines durch die Luft oder durch Vögel als Saame hineingetrage-

nen Unkrautes. Am Wege blühte die Flora der Verödung: Disteln, Kletten, Scherbenkraut, Wermuth, Pippau, der Hasenlattig und die freundliche himmelblaue Hindläufte. Am Ende der Allee stand ein nicht hohes Haus, an welches die Gartenmauer anstieß, von nur zwei Geschossen, dessen Fenster Schiebefenster und sämmtlich mit in Blei gefaßten Rundscheiben versehen waren, das seine Fronte nach dem Hofe zukehrte. Dieser Hof schien einst verschließbar gewesen zu sein, denn wirklich standen noch zwei hölzerne, altermorsche Thorpfosten mit Eisenbändern und Kloben, und in einem derselben hing auch noch in schwankender Ungewißheit, wie sein Schicksal sich vollenden werde, der Rest eines Gatterflügels, von dem sich jedoch Schloß und Riegel treulos entfernt hatten, da der Zweck ihres Daseins, den andern Flügel zu schließen, mit diesem selbst verloren gegangen war.

Eine freie Steintreppe mit einem Geländer von Eisen führte zum obern Stockwerk des Hauses empor, während eine unter dieser Treppe sich öffnende Thüre in das Erdgeschoß gelangen ließ. Auf einer Steinbank, vor welcher ein verwitterter Tisch stand, der

einst ein künstlich geschnitztes Prachtmöbel vorgestellt, jetzt aber die Fournirungen seiner Platte sämmtlich eingebüßt hatte, saßen zwei ebenfalls steinalte Leute, anzusehen wie Philemon und Baucis der griechischen Mythe. Der Wanderer bot freundlich guten Abend, und der Mann erhob sich mit einem gewissen Anstand, einen Schritt entgegentretend, während das Mütterchen sitzen blieb, nur neugierig auf den Fremden blickte, und fortfuhr, den tricoloren Pelz einer schnurrenden Katze zu sträucheln, die in anmuthigen Wendungen sich an die Alte traulich und dankbar anschmiegte.

„Wie heißt, und wem gehört dieses Haus?“ fragte der Wanderer.

„Dieses Schloß, guter Herr,“ gab betonend corrigirend, mit einem gewissen Lächeln des Stolzes, der silberhaarige Greis zur Antwort, der ein verblichenes grünes Sammtkäppchen höflich abzog, „dieses Schloß heißt Sophienlust, und gehört unsrer gnädigen Landesherrschaft.“

Nach dieser kurzen Relation wurde sogleich das Käppchen wieder aufgesetzt, da zumal das Abend-

wehen des Greises nackten Scheitel kühlte. „Habe ich doch noch niemals diesen Namen nennen hören!“ etzte der Fremde das angeknüpfte Gespräch fort.

„Glaub' es wohl, guter Herr,“ erwiederte der alte Mann: „Heut zu Tage heißt das Schlößchen anders, wir nennen es aber mit dem lieben alten Namen, wie es sonst hieß, da es selbst jung war, und wir mit ihm.“

„Wohnen Sie hier so allein? Und das freundliche Mütterchen ist wohl Ihre angetraute Lebensgefährtin?“

„Ich bin der Kastellan dieses Schlosses,“ versetzte mit unaussprechlicher Würde des Bewußtseins seiner Stellung der Greis, „und wohne hier allein. Die Alte da ist meine Lebensgefährtin; ja — angetraute, nein! Sie ist nur meine Magd, aber die treueste, beste, frömmste, sie dient mir heute gerade fünfzig Jahre, Herr, das ist auch ein Dienstjubiläum, und ich habe sie mit einer Medaille erfreut, mit einem neuen Gulden unseres gnädigsten jungen Landesherrn, dessen Großvater ich bedient habe. Aber mit wem habe ich die Ehre zu sprechen, und wohin ge-

denken der Herr heute Abend noch? Die Nacht wird bald einbrechen!“

„Ich heiße Wagner, lieber Herr Kastellan,“ antwortete der Fremde, „und habe mich auf einem etwas zu lang ausgedehnten Spaziergang drüben im Walde verirrt, da sah ich das Dach Ihres Schlößchens so freundlich durch die grünen Bäume leuchten, daß ich voll Vertrauen darauf zuging, hier vielleicht ein Obdach zu finden.“

„Der Herr wird auf das Irrkraut getreten haben, das in jenem Walde an einer verrufenen Stelle wächst, und dann die Wandersleute lange im Kreise herumlaufen macht, daß sie oft vor Nachts sich nicht aus dem Dickicht finden!“ sprach die Alte mit einer feinen Stimme, und erhob zitternd ihren gekrümmten Leib, die Katze ruhig auf dem Arme sitzen lassend, deren Wärme ihr behaglich wohl that — während ihr Gebieter und Freund das Wort nahm: „In den wenigen Häusern da drüben wohnen sehr arme Bauersleute, da kann der Herr nicht übernachten; ein Wirthshaus ist nicht hier, und nach jedem nächsten Dorfe ist's fast eine Stunde weit. Nun würde ich mir gern

die Ehre geben, den Herrn einzuladen, unter dem Dach des meiner Obhut anvertrauten Schlosses die Nacht zuzubringen, und es sollte Ihnen an keinerlei Bequemlichkeit mangeln, wäre mir nicht untersagt, irgend Jemand zu beherbergen, aus Gründen, die begreiflich sind."

„Ich will Ihnen weder zur Last fallen, noch Sie zu einer Verletzung Ihrer Dienstpflicht veranlassen," antwortete der Fremde, „nur um einen Trunk Wasser bitte ich, und um Andeutung des Weges, den ich einzuschlagen habe, um nach dem nächst gelegenen Dorfe zu gelangen."

„Was?" fragte das Mütterchen gedehnt ihren greisen Gebieter: „wollt Ihr, Herr Kammerd — Herr Kastellan, diesen vornehmen Herrn, der gewiß ehrlich ist, und nichts vom Eigenthum gnädigster Landesherrschaft mitgehen heißen wird, in die Nacht hinaus laufen lassen, daß er ein Unglück nimmt? Kann er nicht in unserem Stüblein auf dem Sopha schlafen? Sollte er hier gewesen sein, ohne droben die schönen Zimmer, die Gemälde, die Möbeln gesehen zu haben, und die herrschaftliche Küche? Ei, das wäre ja schön!"

Die treue Dienerin übte über den Mann, mit dem und in dessen Dienst sie ergraut war, die Despotie der Liebe; ihr Wille galt als einziges Gesetz in den kleinen Räumen des Erdgeschosses, und der Fremde überließ sich willig der Leitung der so ehrlich vertrauenden Alten.

Er wurde in ein äußerst nett und reinlich gehaltenes Stübchen geführt, geschäftig trippelnd bereitete die gute Greisin ein frugales Abendbrot, während der Kastellan sich ein Pfeifchen stopfte und sich dann in einen bequemen Großvaterstuhl mit gigantischer Rückwand, niederließ. Die Armlehnen dieses altväterlichen Sessels liefen in der Gestalt von kunstreichgeschnitzten Engelflügeln zur Rückenwand hinan, die Hände des Sitzenden konnten auf runden Engelköpfen ausruhen, deren seltsam gebogene Leiber eine üppige Phantasie des Meisters beurkundeten, aber in dämonischer Arabeskenbildnerei die Füße als Greifenklauen gestaltet trugen.

Ein rascher Ueberblick des behaglich durchwärmten Stübchens ließ beim Schimmer der nun nöthig gewordenen Lampe eine Menge Urväterhausrath ge-

wahren, und nicht sogleich entdecken, daß allem diesen, zum Theil reich verzierten Geräth irgend ein Defect anhänge, welcher Ursache von dessen Auswanderung aus den obern einstigen Prunkzimmern in die niedrige Stube der ehemaligen Haushofmeisterei geworden. Dem Spiegel fehlte gewiß ein Stück geschliffene Glasleiste, und die kronenförmige, blitzende Verzierung über ihm hatte mächtige Sprünge, seit die junge Prinzessin den Federball darauf geschleudert.

Die Pagode des Gesimses hatte ohne ihr Zuthun den Arm verloren in einer Schlacht, welche die wackeren Prinzen kämpften, als die erlauchten Aeltern eine Spazierfahrt machten. Die Kanne von japanischem Porcellan barg klug den Mangel ihres Henkels, indem sie stolzprunkend dem Beschauer ihren geblümten Bauch zu betrachten gab, auf welchem phantastische Schmetterlinge buntfarbig eingebrannt waren.

Als nun das Abendbrot aufgetragen, die etwas ausgesprungene Marmorplatte des Tisches, in welche ein Papagei, der in gekrümmter Klaue eine Frucht hielt, in Mosaikarbeit eingelegt sich zeigte, — mit

oft gewaschenem, etwas vergilbten und an den Fransen defecten Damasttuch belegt war, dessen Muster ein Freudenmal darstellten, zu welchem Musiker auf uralten, ganz außer Gebrauch gekommenen Instrumenten spielten, setzte sich die kleine Gesellschaft an den patriarchalischen Tisch.

Auf was hätte das Gespräch sich lenken sollen und können, als auf die Vergangenheit? In seinen Erinnerungen lebte, schwärmte das Greisenpaar, für das es fast keine Gegenwart mehr gab. Was sollte ihnen, den beiden Einsiedlern, das Leben der Gegenwart, die Bewegung der Zeit? Alles, war von außen her anregend hätte berühren können, was ihnen abgestorben, fand kein Echo mehr in ihrer Brust. Dennoch blieb der Gast nicht ununterhalten. Wie sehr die stolze fürstliche Herrin ihre Schooßhündlein geliebt, wie wunderschön jene Prinzessin gewesen, um die der Kaiser geworben und einen Korb von ihr bekommen habe; wie träumerisch und verschlossen Prinz Friedrich sich gezeigt, den die hohen Herrschaften und Kavaliers bisweilen zum Hänschen gehabt, aber zu Zeiten sehr derb von ihm abgetrumpft

worden — wie über alle Maßen klug und holdselig Prinzessin Lulu sich erzeigt, und welch ein fröhliches Knabenleben die jungen Prinzen Joseph, Ernst und Karl im Schlößchen und Garten, im Feld und Wald geführt, davon zu reden, wurden die beiden Alten nicht müde. Und indem sie mehr und mehr von der Bilderfülle ihrer Erinnerungen den Staub mit dem Odem ihrer Redseligkeit hinweghauchten, belebten sich die eingefallenen Züge, blitzten die Augen jugendfrisch, flog leichte Röthe auf die Wangen, und dem fremden Gast ward die schöne Verheißung, morgen noch mehr zu hören, und dabei die Bildnisse aller oft genannten hohen Herrschaften zu sehen, von denen leider kein einziges verehrtes Haupt mehr auf Erden wandelte. Sehen sollte Herr Wagner nicht minder die Bildnisse des Zwerges Pipi, der einst aus einer Pastete auf die fürstliche Tafel gesprungen, und des Hundes Päpperle, auf dem der Zwerg bisweilen reiten müssen, und noch viele, viele andere Bilder.

Die Lampe brannte düster, die Alten sprachen noch immer fort, Ermüdung legte sanfte Finger auf des Gastes Augenlider, aber indem er mälig ein-

nickte, hallte es in seinen Ohren wie aus weiter Ferne: Prinz — Prinzessin — Prinzessin — Prinz — und wunderliche Gestalten tauchten empor aus dem unerschöpflichen Meer der Träume, und traten zum phantastischen Reigentanze an.

„Der Herr ist schläfrig,“ sprach endlich mit einem lächelnden Blick der Kastellan Elert zu seiner treuen Hausgenossin, von deren Schooß die Katze nicht gewichen war, und die Alte verstand den Wink, sie setzte das liebe Thier säuberlich nieder, räumte leise ab, und brachte einige schneeweiße Kissen auf das mit verblichenem Sammt-Manchester überzogene Sopha, und eine alte Steppdecke, zu deren Ueberzug der Rest einer gewebten Tapete hatte dienen müssen; der Kastellan klopfte sein Pfeifchen aus, und der Fremde fuhr aus dem Halbschlummer empor, eben als ein Traumzwerg ihm in ungeheurer Pastete sein verhutzeltes Selbst entgegen trug. „Sie sind müde, guter Herr!“ sprach der alte Elert: „Suchen Sie die Schlummerstätte? Wir sagen Ihnen gute Nacht, und wünschen Ihnen angenehme Ruhe!“ Dabei rückte er das Käppchen, und ging in die anstoßende

Kammer, die Alte nahm die Lampe vom Tisch, und versuchte einen Knix, über dessen Gelingen sie sich innerlich freute. Sie hatte lange nicht geknixt, und sonst es doch so oft gemußt. Wie sie noch im Stande war, den fast stundenweiten Weg hinüber zur Kirche des nächsten Dorfes zu gehen, und dort zum Tische des Herrn, da wußte sie sich etwas darauf, eben so schön und vielleicht noch schöner zu knixen, als die Frau Pastorin und deren hochrothwangige sommerfleckige und vollbusige Töchter.

Die Greisin verschwand, und mit den beiden Alten war auch der Schlaf, der sich auf der Stirne des Gastes verweilend niedergelassen, entwichen. Der volle Mond goß klares Licht in das Stübchen, dessen eines Fenster in den Hof, das andere in den Garten hinaussehen ließ, in den Garten, den die große Mauer eingrenzte, in welchem hohe, wohlbelanbte Bäume standen, und verstümmelte Statuen und die ruinenähnlichen Reste einer längst versiegten und vertrockneten Wasserkunst. Aus den Ritzen und Fugen der breiten Steinplatten sproßte lustig das Riethgras, auf ihnen selbst machte sich, grüne Radien nach allen

Seiten hin ausstreckend, das Tausendkorn, die glatte Herniaria breit, da seine perlenden Samen verstreuend, wo sonst in blitzenden Tropfen die Perlen der Cascade auf die glatten Steine niederrieselten.

„Gute Nacht und angenehme Ruhe! welche schönen, bedeutsamen Worte, und welcher zauberhafte Reichthum des deutschen Sprachschatzes!“ sprach zu sich selbst der Poet, indem er nichts weniger als das Lager suchte, sondern den untern Rundscheibenflügel in die Höhe schob, und mit einem dazu bereit stehenden Stabe stützte. Frisch und rasch flog die Nachtluft herein und verdrängte die lästige Zimmerwärme und den eigenthümlichen Aushauch des Alters. Das greise Paar, die alten Möbel, die verworrenen, zuletzt nur mit halbem Ohr vernommenen Erzählungen, darin eine verblühte Zeit aus verblichenem Spiegel ein Perückenhaupt entgegenhielt, dieses alles hatte befangend und einschläfernd auf die Sinne des Wanderers gewirkt, und der lange Marsch hatte körperlich abgespannt. Jetzt war Abspannung und Ermüdung verschwunden; die Mondnacht, welche draußen mit magischen Netzen die schlummernde

Welt umspann, hauchte Leben in die todte Ruhe dieses Hauses, obschon ringsum das tiefste Schweigen waltete.

„Gute Nacht! Schöne Nacht!“ sprach zu dem strahlenden Mond und den flimmernden Sternen aufblickend der in die friedliche Oase verschlagene Dichter. „Angenehme Ruhe sabbathlichen Feierabends. Ist morgen nicht Sonntag? — Lagen nicht solche gottvolle Mond- und Sternennächte über diesen Gefilden, als die Prinzen und Prinzessinnen, deren Anzahl ich gar nicht fasse, dieses Häuschen belebten, das die Genügsamkeit mit dem Namen eines Schlosses verschwenderisch schmückt?“

„Prinzen und Prinzessinnen! Welch ein Zauber im Klang dieser Benennung fürstlicher Jugend, welch ein fast veraltet anklingender Jugendzauber! Und sie sind Alle dahin, die hier spielten, tändelten, träumten, liebten, und gewiß auch litten, denn wo wandelte Liebe ohne Leid? Klagten und jubelten nicht Nachtigallen im Dickicht jener hohen verwilderten Taxuswände, die keine Scheere mehr beschneidet? Und flüstern dort nicht leise Stimmen, schweift nicht ein

weißes Gewand durch die Büsche, hebt sich nicht hinter der versiegten Fontaine ein hochfrisirtes Toupé? Schüttelt nicht dort ein lustiges Fürstenkind den Silberstaub des Puders vom Goldgelock des Ringelhaares, und kühlt die heiße Stirne, die vom Fanglauf höher wogende Brust mit chinesischem Fächer, während die Oberhofmeisterin in schattiger Laube aus goldschnittverzierten, in gestickte Seide gebundenen Sedezbändchen die fünfte Edition der Histoire des amours et infortunes d'Abelard et d'Eloise liest, die Mr. du Bois sammt den Briefen dieses berühmten Liebespaares so vortrefflich edirt — und der schlanke Prinz durch ein Bosket nach den schuldlos dem Auge gewährten Reizen der angebeteten Freundin äugelt?"

„Prinzen und Prinzessinnen! Mir ist als sei ich mit dem Eintritt in dieses Haus in ein Mährchen- und Feenreich getreten. Der Wald, den ich heute durchschritt, enthielt sicherlich in seinen Bäumen die Bretter, mit denen die Welt an dieser Seite verschlagen ist, und ich kam zufällig durch eine Fuge aus der Welt meiner Gegenwart, und schritt rückwärts

mit geistigen Siebenmeilenstiefeln in ein vergangenes und verachtetes Jahrhundert. Gott sei mir gnädig, wenn unsre geistvergoldete Jugend diese meine seltsame Verirrung erfährt, diesen unverzeihlichen Rückschritt, noch unverzeihlicher, wenn ich mich in dieser Sphäre, in die meine Phantasterei mich lockte, mit Behaglichkeit verweilend niederlasse!"

„Hier bin ich nun, auf einsamer Insel ein am Gestade der längst verflogenen Perückenzeit gestrandeter Robinson, und habe hier, o ich Aermster! keine Zeitung zu lesen. Ob die Welt wohl fortbesteht, wenn ich keinen Antheil mehr nehme an den politischen Bewegungen an Höfen und in Kabineten? Ob mir wohl ein Denkmal gesetzt wird, wenn sich findet, daß ich nicht mehr zu finden bin in jenem Jenseits, das gestern noch mein Diesseits war? Lauter Lebensfragen von furchtbarer Schwere, enormer Wichtigkeit."

Noch eine gute Weile gab sich der Gast des Schlößchens im Thale, von dessen Vorhandensein er kaum erfahren, dem Spiel der Phantasie und Laune hin, und erging sich mit Wohlgefallen in einem selbstgeschaffenen Traumreich, bis er das weiche Lager suchte.

Die ganze Nacht neckten ihn die Traumgeister, denen Gewalt über ihn gegeben war; er sah lange Züge von Kaisern, Königen, Fürsten und Fürstinnen; Prinzen und Prinzessinnen aller Größen bewegten sich mit steifer und komischer Grandezza um ihn her, und die Morgensonne schien schon hell in das Stübchen, als ihm immer noch von einer allerliebsten Prinzeß Lulu, einem noch allerliebsteren Hoffräulein Lili träumte, und von dem kleinen Zwerge Pipi, wie von dem großen Hunde und Handpferd des Zwerges, geheißen Päpperle. — —

Die Schätze des Thalschlöschens.

Der freundlichste Sonntagmorgen des scheidenden Sommers war angebrochen, zarter Nebelduft überflorte bläulich die Waldhöhen, im Grase des nicht mehr von der Hand des Kunstgärtners gepflegten Gartens blitzte Thau in Millionen Perlen.

Rasch erhob sich der Gast, und öffnete wieder ein Fenster des niedrigen Stübchens und trank das erfrischende Aroma der Frühe.

Philemon und Baucis traten ein, bereits im Sonntagsstaat und boten und wünschten den freundlichsten guten Morgen, wünschten wohl geschlafen zu haben. Der ehemalige Kammerdiener und dermalige Kastellan des Schlößchens Sophienlust trug heute ein besseres grünes Sammtkäppchen; der schnee=

weiße Bart war frisch rasirt; das reine Hemd zeigte eine Spitzenkrause; die Weste mit blanken Metallknöpfen hätte einen kalekutischen Hahn zum äußersten Zorn reizen können, sie war zinnoberroth, und hatte Schöße, die sich auf den Hüften ihres Trägers ausruhten. Ein altmodisch zugeschnittenes Oberkleid war weder Frack, noch Rock, noch Jacke, sondern ein ungewiß zwischen diesen drei entschiedenen Formen schwankendes Mittelding, hatte große mit Silberlahn übersponnene Knöpfe und eine anmuthig grüne Farbe, welche zwischen Spangrün und Maigrün die gerechteste Mitte hielt. Die Beinkleider des Kastellans waren kurze, von gelbem Leder, das durch Ocherstaub frisch aufgefärbt war; blaue Strümpfe mit rothen Zwickeln, und Schuhe mit Silberschnallen machten den Beschluß des Anzuges von dem freundlichen alten Mann.

Seine Gefährtin war eine durchaus großbuntblumige Gestalt. Kontusche und Rock und Schürze glänzten farbenhell und waren von dem Stoff, mit welchem heutzutage die Renaissance-Mode Stühle und Sophas bekleidet. Baucis Euphrasia erschien

heute größer als gestern, sie trug gestickte Klötzchenschuhe, in denen einst eine Prinzessin unwiderstehlich gewesen, die, wenn dabei ihr Gang etwas beschwerlich war, sich mit ihren Schwestern im himmlischen Reiche — in China — tröstete. In Euphrasia's Händen, deren welke Haut bis zu den Knöcheln in Handschuhe von uraltem brüsseler Gewebe verhüllt war, trug sie einen mit der Kaffee- und Sahnkanne besetzten Präsentirteller, und setzte ihn auf den Tisch mit der defekten Marmormosaikplatte nieder, auf dem kleine, den chinesischen nachgeahmte Tassen von bläulichem, rothgeblümten Milchglas schon bereit standen. Die Untertassen dieses Services hatten zwei schneppenförmige Anfassen, da man vor Alters die warmen Getränke aus den Untertassen zu sich nahm, wo zugleich die Vorsicht der Vorfahren durch solche Henkel an den letztern vor dem Verbrennen der Finger schützte.

Im Großvaterstuhl lag in Morgenträumen, Mischen, die Katze, erhob sich beim Eintritt ihrer Pflegerin, machte einen hohen, stattlichen Buckel, und nießte, als ihr dabei die Sonne in das Gesicht schien.

In die Gespräche beim Frühstück klang melodisch das Tönen der Kirchenglocken vom nächsten Dorfe, das auf den Schwingen der Morgenluft herüber nach Sophienlust flog; städtisches Backwerk war nicht vorhanden, aber frisches, kräftiges, hausbackenes Brot; eben so wenig vermochten die guten Alten Rohr- oder Rübenzucker aufzutischen. Ersteren hatten sie nicht, und den andern kannten sie nicht. Statt dessen versüßte Kandiszucker den Morgentrank, dem die präparirten Wurzeln der an Wegen und Stegen blühenden Cichorie sich freundlich zugesellt hatten, und es währte gar nicht lange, so hatte sich ganz von selbst das Gespräch wieder auf Prinzessin Lulu, die Hofdame Lili, den melancholischen Prinzen, auf den Zwerg Pipi und den Hund Päpperle gelenkt.

Jetzt erschien der große Moment, in welchem die verschlossenen Herrlichkeiten des obern Stockwerks dem Gaste vor Augen gebracht werden sollten. Elert nahm von der Wand einen mächtigen Schlüsselbund, Euphrasia ergriff ein altväterisches Plumeau, das einst einer Dame als Fächer gedient hatte, und jetzt zu dem erniedrigenden Dienst eines Abstäubwerkzeuges

herabgesunken war; es war jedoch zweifelhaft, ob Euphrasia diesen Wedel, den sie wie ein Scepter trug, in der Hand hielt, um sich zu fächeln, oder von Bilderrahmen, Pagoden und Vasen jedes darauf gefallene Sonnenstäubchen sorgsam zu entfernen.

Die Naturfrische des jungen Morgens, welche das einsame Thalschlößchen umfloß, schien des Staubes zu spotten, der sich hier seßhaft gemacht, und schien die alten Menschen, denen im Staube wohl war, und die sich mit dem Staube so viel zu schaffen machten, zu belächeln, denn des Menschen spottet die Natur nur dann, wenn er seine Kräfte am durchaus Unausführbaren vergeudet, oder in thörichter Entzweiung den ewigen Bund mit ihr frevelhaft bricht und aufgibt.

Gar mild und friedsam lag jetzt in heller Sonnenbeleuchtung das weiße Schlößchen mit grünen Jalousien da, still und lauschig. Die Bewohner der nahen Bauerhütten waren bereits auf dem Kirchwege, und die Glocken ertönten zum drittenmal, und jetzt in vollem Triaccord harmonisch aus der Ferne herüber. Es war einsam hier, aber schön und feierlich. Die

Natur schien selbst den Frühgottesdienst zu feiern. Oben auf dem Plateau der Treppe überflog des Gastes Blick die bescheidenen ländlichen Reize der Umgebung. Die Hütten lagen malerisch von Obstbäumen umgrünt; sanft abgesenkt nach dem Hauptthale, durch das die Heerstraße zog und darin das Kirchdorf lag, breitete sich mit Erlen, Weiden und mancherlei wildem Strauchholz bewachsen, der Wiesengrund aus. Im Hintergrunde der nahen Landschaft stand ein festes steinernes Haus, dessen Bauart sich sogleich als ein herrschaftlicher Marstall ankündigte; das gediegene Aeußere dieses Gebäudes sah ordentlich vornehm auf ein nebenstehendes verfallenes Haus, dessen bessere Theile, Fenster und Oefen ausgewandert waren. Kaum sah noch ein kundiges Auge diesem Hause an, daß es einst ein Tempel der exotischen Flora und Pomona gewesen. Diese Göttinnen bedurften für ihre zarten Kinder nicht einer so massenhaften Architektur, wie die herrschaftlichen Reit- und Zugrosse, daher ihres Hauses schnellerer Verfall, als die Zeit kam, in der weder Roß noch Orangenbaum in Sophienlust sorgliche Pflege fand.

Auf dicht hinter den Häusern ansteigendem terrassenförmigen Vorsprung des Berges grünte die kronenförmig gezogene Laube; sie überdauerte die alte und die neue Zeit. Ein sich selbst überlassenes Naturkind, daran die Kunst nicht weiter bilden mochte, diente sie den Kindern der armen Thalbewohner heute noch ebenso als Lustpalast, wie sie einst den Fürstenkindern gedient hatte.

Es öffnete Elerts zitternde Hand mit Ehrfurcht die Flügelthüre zum obern Stock. Ein länglicher Vorsaal, zu beiden Seiten mit Bildern geschmückt, empfing die Eintretenden mit dem Ernst eines Kammerherrn, der die hohe Wichtigkeit des ihm anvertrauten Postens kennt; eine etwas schwere und drückende Atmosphäre lag wie unsichtbarer Nebel in diesen Appartements, es war jener besondre Geruch aller selten besuchten Zimmer, der von ihnen unaustilgbar ist.

Wer hat schon Forschungen angestellt über die Natur der Duftatome, die sich fortwährend losrissen von den Körpern, sich mischen, sich durchdringen, und eigenthümlich unsre Geruchsorgane afficiren?

Der Federwedel in Euphrasia's Hand überwanderte in rascher Bewegung die unteren Ränder der Bildrahmen, und setzte dadurch Milliarden feiner Staubtheilchen in wirbelnde Bewegung. Der Gast schaute auf. Da hingen nun mehre Reihen fürstlicher Portraits, von denen Einige Andern zum Verwechseln ähnlich waren; die gemalten Brustbilder, zumeist in der zu ihrer Zeit sehr beliebten Form ovaler Rahmen, darin das Hinstreben zum Vollkommensten, zum Kreise, nicht zu verkennen war, trugen die Kostüme ihrer Zeit, enge Corsetts, entblöste Busen, frisirtes Haar, einfachen, aber werthvollen Schmuck; die Männer Gallakleider und Harnische, Perücken und leichtgeknüpfte weiße Halstücher von brabantischem Gewebe. Die meisten aber, Männer und Frauen, trugen ein und denselben Orden, und ein breites blaues Ordensband über die Brust. Philemon und Baucis nannten voll Ehrfurcht die Namen der hier vorgestellten Fürstlichkeiten, wobei der Kastellan das grüne Sammtkäppchen gar nicht schonte, sondern stets bei Nennung eines erlauchten Namens es leicht

lüftete und die Hand daran ruhen ließ, um den Arm nicht allzuoft erheben zu müssen.

Die Bilder waren fast allzumal aus den Händen eines Künstlers hervorgegangen, der auf diesen Namen wenig oder keinen Anspruch hatte, sie waren höchst mangelhafte Kopien von gewiß ungleich schöneren Menschennaturen, um nicht zu sagen: sie waren schlecht, aber dem Greisenpaare galten sie als Ideale dessen, was überhaupt die Malerkunst zu leisten vermochte; der Gast machte jedoch für sich und im Stillen die Bemerkung, daß die hohe Schönheit einzelner Frauen-Gestalten, und der würdige Ernst in den Zügen einiger Männer den Stümperpinsel des Malers dermaßen überwältigt, daß dieser sicher unbewußt beides andeuten müssen — und vor diesen einzelnen Schönheiten in der Hülle der Unkunst weilte Wagner länger und sinnig betrachtend, zur herzlichsten Freude seiner Wirthe.

Komisch wirkte es auf den Beschauer, aber bedeutsam zugleich, daß mitten unter der Gallerie fürstlicher Bildnisse gemüthlich die, sicher besser als jene getroffene, einiger lebensgroßer Hunde aufgehangen

waren. Zwei davon waren allerliebste Bologneser, doch ohne Namen, der dritte war, wie der Name verkündete: Päpperle, der Gepriesene, der einer Mittelrace zwischen Windspiel und Püntscher angehört zu haben schien, seit seinem Geburtstage silbergraues Fell trug, und überaus gute und kluge Augen hatte. Wenn der Hund Päpperle, den ein goldnes Halsband mehr geschmückt als gedrückt hatte, denn es war mit weichem Purpursammt gefüttert, von Natur nicht größer war, wie sein Abbild, so mußte sein Reiter, der Zwerg Pippi, allerdings von niedlichster Figur gewesen sein.

Der Vorsaal enthielt außer diesen Bildern noch die allegorisch aufgefaßte Darstellung der vier Elemente, einige Stillleben, und sogar das nicht übel gelungene Portrait eines ehrlichen Zimmermanns, welcher der Architekt des Schlößchens Sophienlust gewesen war. Als alles von dem Gast in Augenschein genommen worden, dem durch die fast ängstliche Sorgfalt seiner gütigen Wirthe nicht das Kleinste entgehen durfte, öffnete sich eine Reihe höchst bescheidner Zimmer, deren jedes nur eins oder zwei

nicht großer Rundscheibenfenster hatte, die sämmtlich nach dem Hintertheil des Hauses, und in einen Gras- und Obstgarten hinausgingen. Diese Reihe von drei bis vier Piecen enthielt alterthümliche Kamine mit Gesimsen, große in Stuckverzierungen eingelassene Spiegel, Wände mit wunderlichen Tapeten, auf denen das ganze Naturreich studirt werden konnte, behangen mit zum Theil werthvollen Kupferstichen in schmalen schwarzen Rahmen, Stühle verschiedener Art, theils große Polstersessel, theils leichte zierliche Rohrgeflechte, mit hohen Lehnen, einen brokatnen Wandschirm und sonstige Herrlichkeiten solcher Art mehr — und führte zu einem allerliebsten lauschigen Kabinet, in welchem wieder blos Oelbilder hingen, abermals in den Augen der Alten das non plus ultra der Malerkunst. Es waren vornehmlich einige mit raschem Pinsel leicht auf die Leinwand geworfene Nachtstücke, deren grelle Farbe und Lasur ihnen den Reiz großer Frische und Lebhaftigkeit verlieh. Sie schienen dem Gast allzumal in einer gewissen Beziehung zu einander zu stehen, eine Vermuthung, welche Euphrasia durch eine lange Erzählung

bestätigte. Wieder öffnete sich ein Zimmerchen, in welchem allerlei Kleinbilder hingen, gute und schlechte, darunter mehrere Spielereien, wo den Figuren in Kupfer gestochener Bilder die Kleider von wirklichen farbigen Seidenstoffen unterlegt waren, eine eigenthümliche Art von Mosaikarbeit, durch ihre Schattenlosigkeit an chinesische Bilder, an chinesischen Geschmack erinnernd. In diesem Kabinet und unter diesen Bildwerken ward denn nun auch der Zwerg Pippi gezeigt, wie er drei andern Zwergen beiderlei Geschlechtes vortanzte. Dieses vierblättrige Kleeblatt zeigte Physionomien, die ausgezeichnet häßlich waren, aber dabei im höchsten Grade harmlos und gutmüthig erschienen.

Die Geschichte sothanen Zwergtanzes wurde von Donna Euphrasia nicht minder ausführlich erzählt, wie die von den vorhin erwähnten Nachtstücken, dann ward der Gast durch ein Büffetzimmerchen in den großen Speisesaal geführt, dessen Fenster nach dem Hofe hinaus gingen, den ein mächtiger Spiegel über einer Console, die eine künstliche Marmorplatte trug, zierte. Außer dem alten Mobiliar an Stühlen,

Tischen, hochgestengelten Gueridons und facettirten Wandleuchtern zeigte dieser Saal eine fortlaufende Reihe neben einander in die Wand gefügte, doch durch verzierte Gipsrahmen abgesonderte Oelgemälde, welche die zwölf Monate darstellten. Und zwar beurkundeten diese Bilder einen italienischen Meister. Auch sie hatten ihre Geschichte, wie alles in dem Schlößchen, das der ganze Zauber einstiger Fürstenlust umfloß. Doch wie bescheiden war diese Fürstenlust gewesen! Aus dem Speisesaal führte nun die Thür wieder in den gleich zuerst betretenen Vorsaal zurück, den man nur zu durchschreiten brauchte, um in ein schön möblirtes und austapeziertes Zimmer zu gelangen, welches das schönste im ganzen Schlößchen war. Die eine Seite sah nach dem Hofe, die andre nach dem Garten hinaus; die grünen Baumzweige schimmerten und spielten sonnebeleuchtet und lufthauchgefächelt, dicht vor den Scheiben, doch vergönnten sie einen Blick in die Ferne, und siehe, im lieblichsten Rahmen lag das Kirchdorf, scheinbar recht nahe, weil die Zwischenräume dem Auge entrückt waren, vor den Blicken der Beschauenden.

Noch reizender gestaltete sich dieses lebendige Landschaftbild, wenn der Beschauer einen Blick in den gegenüber angebrachten großen Spiegel über dem Kamine warf. Das Zimmer enthielt Stühle mit Hautelissen, halbdurchsichtige weiße Vorhänge mit Chenille frisirt, und die Bilder, welche es zierten, waren zum Theil Handzeichnungen, zum Theil Silhouetten. An dieses hintere Zimmer stieß ein allerliebstes Schlafkämmerchen mit einem seidnen Himmelbett, mit kostbaren altmodischen Truhen, mit einer Toilette, kurz es enthielt den ganzen Comfort, mit welchem das Jahr 1728 das Boudoir einer in ländlicher Stille sich vergnügenden Fürstin ausstatten konnte.

Ach, die Fürstenlust jener Zeit, die man so gern als luxuriös im höchsten Grade, als landschädlich und verderblich darstellt, war es nur an großen Höfen; an kleinen war sie leicht befriedigt, genügsam, und oft gern des steifen Ceremoniels entlastet; nur verstand sie solches Entlasten nicht so, wie es in der Gegenwart verstanden wird, und trug daher mit

stoischer Geduld das, was die Etikette unabweislich zu tragen gebot.

Der Gast glaubte nun alles gesehen zu haben, was an Resten der Vergangenheit das Kabinetstück: Schlößchen Sophienlust, aufbewahrte, allein Baucis-Euphrasia sprach noch von einer bewundernswerthen Küche, und welcher Mann, wäre er auch ein Poet, dürfte so ungalant sein, zu widerstehen, wenn ein in sorglichwaltender Häuslichkeit ergrautes weibliches Wesen ihm eine Küche zeigen will? Und Euphrasia meinte auch nicht den kleinen Raum, in welchem sie für ihren Gebieter und sich selbst die spärliche Kost bereitete, sondern sie meinte die herrschaftliche Küche, in welcher sie weiland gesotten und gebraten, geschafft und gescholten hatte, und die sie mit so viel Stolz eigenhändig aufschloß, nachdem sie Philemon-Elert den Schlüsselbund aus der Hand genommen, wie der Invalide das Zeughaus, das die Fahnen aufbewahrt, unter denen er Schlachten schlagen und Siege erkämpfen half.

Diese Küche, hell und geräumig, war ganz in holländischem Geschmack erbaut, und angefüllt mit

allen nöthigen Utensilien, hauptsächlich aber mit schönen Geräthen aus Kupfer und mit reichen Porzellanservicen.

Eine große Muschel von Sandstein hatte einst das nöthige Wasser aufgefangen, das dem Mund eines Delphins entsprudelte, der nun längst ein trockenes Asyl von Ohrlitzen und Kellerasseln war.

Ueber dem großen, mit allen Nöthigkeiten versehenen Kochherd hing ein ungeheurer Rauchfangmantel, dessen bis zur Decke ansteigende terrassenförmige abgestufte Gesimse eine ganze Sammlung von irdenen und porzellanenen Gefäßen und grotesken Pagoden japanischen Styls trug; theils waren diese Dinge ächt aus dem Bild- und Speckstein Hindostans geschnitten, theils waren sie schlecht, aus schnödem Töpferton nachbildnerisch geformt und plump bemalt und vergoldet.

An diese Küche stieß eine ehemalige Speisekammer; da diese jedoch mit ihrer Nachbarin zugleich antiquirt worden war, so enthielt sie jetzt blos einen Schrank mit Glassachen, köstlich geschliffene Pokale mit Wappen, äquivoquen Scherzen und Reimsprüchen,

Willkommenbecher ohne Fuß, die ein halbes oder ganzes Maß hielten, und die der Bewillkommnete nothwendig austrinken mußte, da er sie nirgend hin setzen konnte; andre Becher in Form gläserner Kanonen und andre Curiosa.

Ein brauner furnirter Schrank, der hinter der Thüre der Speisekammer ganz bescheiden stand, barg eine Anzahl Schriften, deren buntes Durcheinander in Hauskalendern, Musikalien, Gebeten, alten Gelegenheitsgedichten bei Freud- und Leidfällen, Briefen von verschiedenen Händen, auch Tagebüchern u. drgl. bestand, welche Schriften ungeachtet der Mißachtung die man ihnen hatte angedeihen lassen, die Aufmerksamkeit des Gastes im hohen Grade auf sich zogen. Er vertieft sich ganz in dieß und das, ja er bat den Kastellan, ungestört diese Papiere durchstören zu dürfen. Solche Erlaubniß ward gern gegeben, und da der Gast mit Dichteraugen zwischen den alten, zum Theil verblichenen Zeilen las, und mit dem Gelesenen das in Verbindung brachte, was ihm Euphrasia und Elert droben erzählt hatten, so gestaltete sich daraus die nachfolgende Geschichte, welche

der Poet in kurzen Umrissen erst für sich skizzirte, dann in spätern Tagen der Muse weiter ausspann.

Es ist ein so längst ge- und verbrauchter Kunstgriff der Novellisten, ihre Erzählungen als solche aufzutischen, die in alten Familienarchiven, in verstaubten Schränken, feuchten Gewölben, in lange verschlossenen Truhen, in eisernen Kisten u. s. w. als Manuscripte gefunden worden, daß man nicht allzusehr geneigt ist, solcher Angabe Glauben beizumessen, und doch ist dieser Kunstgriff nicht nur zu rechtfertigen, sondern es kann sich auch alle Tage der Fall ereignen, daß wirklich und in Wahrheit derartige Manuscripte sich finden, welche voll interessanter und poetischer Stofffülle, Leben und Leidenschaften der Vergangenheit uns vor Augen bringen. Im Ganzen ist es der Mehrzahl der Leser vollkommen gleichgültig und einerlei, woher der Autor seinen Stoff nahm, sofern nur beide, Stoff und Autor, zu unterhalten verstehen. Dagegen gibt es auch Leser solchen Schlages, die gerne nach dem Wie, Wo und Wann fragen, die sich bei der Lektüre am liebsten an eine vor Augen schwebende Oertlichkeit halten, ja

an eine solche halten müssen, wenn sie von der Lektüre Genuß für sich haben sollen, und denen es das größte Vergnügen gewährt, sich mit aller zu Gebote stehenden Phantasie an den Ort zu versetzen, wo die Handlungen, denen sie ihren Antheil zuwenden, sich einst begaben. Ich, der Autor, sehe dafür, daß ich das zu Erzählende an eine solche Oertlichkeit knüpfe, eine und die andere liebe und schöne Frau den stundenweiten, angenehmen Waldweg gedankenvoll wandern, um sich in Sophienlust selbst die Geschichte lebhaft zu vergegenwärtigen, und mit einem leisen Seufzer über die Flüchtigkeit der Zeit höre ich sie seufzen: „Ja ja! So war es, als unsere Großväter und Großmütter noch Kinder waren — ja ich erinnere mich dunkel, daß uns schon, als wir selbst noch Kinder, die Großmutter davon erzählt hat. Wer den Poeten nur immer alle die alten Geschichten sagt, das möchte ich wissen!“

Der grosse Fischzug.

Der Sonnenglanz und blaue Himmel eines schönen Herbsttages lachte auf friedliche Fluren nieder. In Flocken und unabsehbaren Fäden zog fliegender Sommer durch die reine Luft, wehte von Hecken und Baumstämmen und spann ätherische Brücken von Strauch zu Strauch. Die Wälder begannen sich bunt zu färben, aber das Wiesengrün rings um die Fläche eines großen, weit im Gefilde sich ausdehnenden Sees war noch frisch, und auf diesem Grün tummelte sich in heiterer Erwartung eine äußerst zahlreiche Menschenmenge, bunt aus allen Elementen der Gesellschaft gemischt. Der See war zum Behuf eines großen Fischzuges abgelassen; seit nicht weniger als fünf Wochen schoß die Masse seiner Fluth

rauschend und brausend durch den Zapfengang einer Schleuse in einen langen Kanal, welcher die hellgeschuppten Bewohner des Sees in zahlloser Menge einem teichartigen Reservoir zuführte, darin sie nun zur nicht geringen Lust der Tausende von Zuschauern sich drängten, übereinander walzten und schnalzten, während das übrige Wasser weiter zu Thale floß und einen sonst sehr leise durch die Flur hinschleichenden Wiesenbach fast reißend machte.

Zwischen dem Kanal und dem großen Fischbehälter lagen einige Häuser von gemischter Bauart, deren vorzüglichstes mit dem einfachen Namen des Fischhauses belegt, keinem andern Zweck diente, als einestheils den beaufsichtigenden Beamten bei der großen Fischerei zeitweiligen Aufenthaltsort und bequeme Uebersicht über Arbeiten, Kauf und Verkauf zu gewähren, und der Landesherrschaft in einigen besondern Apartements die nöthige Bequemlichkeit dann darzubieten, wenn dieselbe, wie fast immer geschah, in zahlreicher Begleitung des ganzen Hofstaates ankam, um dem Fischzug, der sich stets als ein Volksfest gestaltete, beizuwohnen. Die beiden niedrigeren

Nebengebäude waren als Küche und Stallung eingerichtet.

Die Landschaft, deren Mittelpunkt der fischreiche See mit seinen grünen Ufern und freundlichen Ufergebäuden bildete, war eine der friedlichsten, und dabei doch voll mannigfaltigen Reizes. Der See, der sich eine gute Strecke thalaufwärts zog, endete dort als Sumpf voll Schilf und Geröhrig, aus dem immer feuchte Wiesen voll saurer Riethgräser und scharfer Ranunkulus-Arten hervortraten, bis endlich an diese sanftansteigend die bebaute Flurmarkung eines Dorfes angrenzte. Ueber diesem Dorfe erhoben sich hohe Waldberge, man erblickte auf einem derselben ein umbuschtes Trümmerschloß, und an des einen Berges Fuß fast im Walde versteckt eine einsame Kapelle, ebenfalls in Ruinen. Stand man aber dort auf mäßigem Höhenpunkt, und schaute nach dem See herab, so erschien dieser in seinem großen Umfang höchst imposant, und die Spiegelung der Landschaft umher in seinem stillen Gewässer, auf dem nur wilde Schwäne und andres Wassergeflügel glitzernde Furchen zogen, magisch reizvoll.

Da gewahrte der Blick in der Nähe des Sees nicht nur die erwähnten Gebäude, sondern auch noch ein andres altes burgähnliches Haus, dann in geringer Entfernung zwei wohlgebaute Pfarrdörfer, und einen amphitheatralischen, die Aussicht schließenden Berg- und Wälderkranz, auf dem sich als bleiche Immortelle die malerische Ruine einer alten Stammburg hob. Und unweit dieser Trümmer lag, wie eine dem Kranz entfallene Rose, bescheiden in die Tiefe hingebaut, ein friedliches Schlößchen, das neugierig aus dem Wald und Wiesengrün hervorzulauschen schien.

Dieses Schlößchen war der vor noch nicht vielen Jahren erst neu erbaute fürstliche Wittwensitz Sophienlust.

Um den See wimmelte die laute Menge; Feuer loderten empor, transportable Küchen hatten sich allenthalben aufgebaut; kleine Boutiken wandernder Hausirer boten der Kauflust rothwangiger Dorfdirnen Glasperlen- und Bänderschmuck, Korallen und blanke zierliche Rockennadeln; man sah Mädchen und Bursche im Festtagschmuck, rothe und grüne Bänder

wehten von leichten Strohhüten, von zierlichen Miedern, und über den buntseidnen Busentüchern nickten Sträuße von Rosmarin und Lavendel und duftendem Lack und Levkoien. Das wandelte, schwärmte schäkernd Arm in Arm oder Hand in Hand ab und auf, warf Brotkrumen für die Fische in den Teich, neckte Diesen und Jenen, drängte sich wohl auch um eine dürftig dodirte Glücksbude, oder um das Glücksrädlein, und zog für geringe Münze einen gedruckten Zettel, der mit apogryphischer Weisheit von der Vergangenheit sprach und die goldenste Zukunft verhieß. Dort umdrängte ein Haufe junger Bursche den Schulmeister, der so glücklich war, eines der fürstlichen Patente aufgefangen zu haben, das die große Fischerei ausschrieb, und durch Eilboten über dreißig Meilen in die Runde umhergetragen wurde. Dieses Patent war deshalb für Jedermänniglich von dem größten Interesse, weil es die Preise der schmackhaften Karpfen, Hechte und fast aller Arten der Speisefische süßer Wasser enthielt, und man beklagte nur, daß die Fische immer theurer wurden, indem das einzelne Pfund von einem bis zu zwei Groschen

im Durchschnitt koste, ein Zentner aber mit vier bis zehn Gulden bezahlt werden müsse. Unter dem Landvolk sah man nun auch Städter und Städterinnen aus der nicht fernen Residenz gemischt, die größtentheils zu Fuße herausgepilgert waren, einen ländlichen Fest- und Freudentag mitzufeiern, einen oder den andern Fisch zu kaufen oder noch lieber solchen unter dem Prätext eines Junggesellenkarpfen gratis nach Hause zu tragen.

Zunächst am Fischhaus wurden die Beamten und ihre Untergebenen mannigfach beschäftigt erblickt; unter diesen dominirten als Gewaltiger Herr Nehmrich, wohlbetrauter hochfürstlicher Kommerzienrath und Steuereinnehmer, ein untersetzter, äußerst wohlgenährter Mann mit Luchsaugen, die sich zumeist dem Fischreservoir zukehrten, auf daß kein Unterschleif getrieben werde, und der, trotz der Kühle des frischen Herbsttages, doch schwitzte, denn er lief beständig vom Fischhaus an den Weiher und wieder zurück, und befolgte äußerst treu das Schriftwort: Wer ein Amt hat, der warte seines Amtes; dieß that er, und nebenbei wartete er auch mit Ungeduld der Ankunft

der Herrschaft, denn viel, sehr viel gab es für den Kommerzienrath heute zu thun. War er es schon gewesen, der die Patente ausgehen lassen, der die Sendboten abgefertigt, der die Anstalten getroffen, den Teich zu ziehen, der die Taxe für die Fische gemacht, so lag ihm nun auch ob, den Verkauf zu leiten, die Zahlung einzunehmen, die Oberaufsicht zu führen, das untergeordnete Personal zu inspiciren, und dem ankommenden Hof die Honneurs zu machen. Ihn adjungirten zwei Hoffischer, zwei Erbfischer, und zwei Teichwärtel, die in gewaltighohen Wasserstiefeln matrosenhaft einherschreitend, die zappelnden Gefangenen aus ihrem letzten Refugium mit den Händen holten und auf die Schnellwagen in die tarirten Körbe legten, Zentner um Zentner, Pfund um Pfund, wobei Herr Nehmrich oft hin blinzte, ob auch nicht zu gut gewogen werde, und herzoglicher Kammer dadurch merklicher Abbruch geschähe? Wenn sich etwa ein Fisch heraus an das Ufer schnellte, und auf dem Grase zappelte, dann rannte Herr Nehmrich schleunig hinzu, ehe Jemand jenen an sich brachte, und warf ihn wieder in das nasse Element, trat

auch grimmig nach den Hunden, die den angstvoll schlagenden Fisch mit kurios-bedenklichen Mienen umschnoperten und nach ihm schnappten. Noch gewahrte man unter der Menge einige Gestalten, welche man in diesem Lande sonst nicht zu sehen gewohnt war, einige fromme Väter von der Ordensregel des heiligen Bernhard, welche heiter durch das drängende Volk wandelten, da einem alten Bekannten, dessen Bekanntschaft sie wohl auch erst hier am See gemacht, die Hand reichten, dort einem und dem andern hübschen Ketzerkinde ein Heiligenbild von nagelneuem Goldpapier schenkten, und manchen guten Scherz eben sowohl hinwarfen, als aufnahmen. Es waren dies Abgesandte eines Klosters vom nahen Grenzlande, das seit uralten Zeiten den Ertrag des Sees zehntete, in Folge einstiger Schenkung, die einer des ritterlichen Geschlechtes, dessen Uhrahnenwiege in den Mauern der öden, trüb in die neue Zeit blickenden Stammburg stand, aus Frömmigkeit dem Kloster testirt.

Aus einem dichten Volkskreis schallte lautes Gelächter; Anlaß genug für Viele, sich hinzudrängend,

den Kreis noch dichter zu machen. In Mitten stand ein stattlicher Mann, dessen ganzes Wesen äußerste Munterkeit ausstrahlte, während er zugleich dem Publikum eine belustigende Scene improvisirend zum Besten gab, so daß laute Lache ihn umdröhnte. Er that indeß nicht, als ob er das merke, sondern richtete Wort und Frage immer nur an einen Einzigen, der ihm zum Ableiter seiner Späße dienen mußte, aber so laut und schallend, daß selbst fernstehenden Zuhörern kein Wort verloren ging.

Dieser Einzige, an den sich Scherzfrage an Scherzfrage richtete, ohne daß nur ein einzigesmal eine richtige Antwort gegeben worden wäre, war der Gastwirth des nächstliegenden Dorfes, ein Landmann von gutmüthigem Aussehen, in dessen Gesicht aber ein leiser Zug von Verschmitztheit dennoch ungewiß ließ, ob er nicht mit Absicht verkehrt antwortete, oder schwieg, mit Absicht sich als Stichblatt brauchen lasse, um dem Freund, mit dem er herüber an das Fischhaus gekommen war, zum Träger seiner Spässe zu dienen, und diese nicht zu verderben. Beide nannten einander Gevatter und man hörte unter andern

den Ersten laut fragen, und zwar ganz in dem Tone ernster Fachhelden eines Marionettenspiels: „Nun, mein lieber Gevatter! Kannst Du mir nicht sagen, wie der Fisch hieß, mit dessen Galle Tobias die Augen seines Vaters salbte und ihm den Staar vertrieb?“

Der Gefragte warf einen dummpfiffigen Blick auf den Frager, sah nachsinnend nach oben, und Stille lagerte sich über den umdrängenden Volkshaufen; er antwortete: „War's ein Salzhecht?“ — „Siehst Du, mein lieber Gevatter!“ fuhr der Sprecher fort: „damit geht es Dir nun wieder wie vorhin mit der Höhe des Berges Sinai; man kann das so eigentlich nicht wissen! Vermuthlich war es eine Aalraupe.“ Alles lachte; der Sprecher hob sein langes spanisches Rohr mit goldnem Knopf, gab dem Gevatter damit auf den Dreimaster einen sanften Klaps, und fragte weiter:

„Sage mir, mein lieber Gevatter, wie vertreibt Doktor Sassafras den Staar?“ Stummes Kopfschütteln des Gefragten, und schnelle Belehrung. „Wenn Du den Schellober ausgespielt hast, und Dein Nach-

bar hat einen Trumpf, was thut er da? Er sticht ihn! Siehst Du, lieber Gevatter, so thut auch der Doktor mit dem Staar. „Wie thut er?“ „Er spielt den Schellober aus?“ gab der Wirth mit einer Grimasse zur Antwort.

„O Du Simplex, Simplior und Simplicissimus!“ rief der Sprecher. „Der Doktor sticht den Staar!“ „Ist Dir nun der Staar gestochen?“ — Wiederum ein sanftes Tippen mit dem goldnen Stockknopf, und wiederum lautes Gelächter.

„Eheu, quod audio! Scandalum provanissimum! Ein rarer geistlicher Herr, das!“ flüsterte ein Bernhardiner-Pater hohnlächelnd seinem Gefährten, dem Pater Burnarius in's Ohr, als er mit Indignation wahrnahm, wie der Sprecher, der allerdings ein Pfarrer war, sich dem Volk als Lustigmacher darstellte.

„Sage mir an, mein lieber Gevatter, welches sind die härtesten und welches sind die weichsten Fische? Welches die größten und welches die kleinsten?“ Alles horchte wieder, denn Jedermann wußte, daß die belustigende Antwort aus dem Munde des Pfar-

rers so schlagend nachfolgen würde, wie der Knall aus einer Kanone dem Pulverblitz.

„Siehst Du, das weißt Du nun wieder nicht, mein guter Gevatter!“ schallte des Pfarrers Rede, und der schlanke braune Rohrstab beschrieb Kreise über dem Hut des Gefragten. „Die härtesten Fische, das sind die Stockfische, und die weichsten, das sind die faulen Fische. Die größten, das sind die Fische im Thierkreis am Himmel, und die kleinsten, das sind die silberweißen flinken Fischchen unter Deinen Fensterbretern und Blumenstöcken, mein guter Gevatter, die man auch Zuckergäste nennt. So kannst Du sagen, daß Du immer unzählige Gäste habest! Merke das!“ Sprach's und ließ zu einem etwas derben Klapps den Stockknopf auf den Hut des Wirthes fallen, daß dieser mit belustigender Pantomime sich zur Wehre setzte.

Während sich in diesem Kreise nun der Menge eine willkommene Augen- und Ohrenweide darbot, in andern die materielleren Genüsse in halbdurchschnittenen Semmeln, eingelegter Bratwürste, starken Bieres und sonstiger Annehmlichkeiten eingenommen

wurden, entstand eine Bewegung unter dem Amtpersonale am Fischhaus, die Menge lief zusammen, schrie sich zu, und umdrängte den Weg. Zwei Heiducken in ihrer Prachtlivree mit den schweren Stäben liefen im gleichen gemessenen Trab dem fürstlichen Wagenzuge voran, der jetzt in einiger Entfernung sichtbar wird; Herr Nehmrich setzte sich in respektvolle Positur, indem er sich gleichsam am ganzen Leib zurechtrichtete. Sein ganz modernes etwas langes Zöpflein war ihm bei seiner vielfachen Bewegung revoltirend über die Achsel gefahren, und wurde energisch zurückgeworfen, worauf es äußerst ernst über den hechtgrauen Roquelor hinabhing, fast bis zu den großen Perlmutterknöpfen über den Schößen. Er lief wie ein Polizeiwachtmeister durch die Gasse, welche das andrängende Volk bildete, und schoß mit seinem wagrecht gehaltenen Stabe auf und ab, dieses in richtiger Fronte zu erhalten, dabei schrie er unaufhörlich: „Platz gemacht! Platz da! Platz da, ihr Leute! Platz für Ihro Hoheiten, Platz für Ihro Durchlauchten, Platz für Ihro Excellenzien! Geh'

Sie doch zurück, alte Barbe! Platz da, ihr Gründlinge! Platz ihr Backfische!“

Die Wagen kamen an, Musik erscholl in Fanfaren und Paukenwirbeln, Herr Nehmrich stand steif wie ein gedörrter Kabeljau, streckte sich noch einmal nach Möglichkeit, zog das dreieckige Hütlein und schrie mit überschnappender Stimme: „Vivat hoch! Gnädigste Landesherrschaft hoch und abermal hoch, und noch einmal hoch!“ und das Volk johlte ihm dreimal nach, erfreut, eine Gelegenheit zu finden, laut zu johlen.

Dienstthuende Hofherren und Lakaien umdrängten den sechsspännigen Gallawagen, und die Regentin Wittwe stieg aus. Eine stattliche Frau mit Spuren hoher Schönheit in dem vollen Gesicht. Ihr ergrauendes Haar war gepudert und in natürliche Locken frisirt, unter denen mitten über der hohen Stirne ein diamantnes Sevigné blitzte. Die nach damaliger Mode weiter offne Büste, als die Sitte unsrer Tage für schicklich gelten lassen würde, ließ in der Einfassung einer feinen Spitzengarnitur die Fülle eines üppig gebauten Oberkörpers erblicken.

Das Kleid bis zur Busenmitte ausgeschnitten, war von himmelblauem Sammt, die Aermel desselben bauschten füllreich, und aus ihnen traten Spitzen-Manschetten von enormer Größe hervor, hinreichend weit, um die von Perlen unter den Handgelenken umhangenen vollen Arme bis fast an den Ellenbogen sehen zu lassen. Ein goldnes, mit flimmernden Topasen besetztes Brustschild zierte die Ausschnittmitte des Gewandes und ein blauseidner Mantel, innen mit Hermelinbesatz, umwallte kleidsam die hohe und stolze Gestalt der Fürstin Sophia.

Ihr nach entstieg dem Wagen ihre Stieftochter, Prinzessin Luise, ein so holdseliges Fürstenkind im Blüthenalter von achtzehn Jahren, wie noch nie eines den Rasenteppich um den See betreten hatte. Alle Grazien und Huldgöttinnen schienen sie unsichtbar zu umgaukeln, Liebreiz war ihr ganzes Wesen und jede ihrer Bewegungen athmete Anmuth. Ein geistreiches Lächeln spielte unter dem frischen Incarnat der Wangen, und belebte die sanften Züge ihres runden Gesichtchens, um welches frei und fessellos eine reiche Fülle hellblonder Locken wallte, deren Ringel rei-

zend und reizverhüllend auf der Alabasterpracht der idealschöngeformten Büste sich schaukelten. Ein grünes Kleid von gleichem Modeschnitt, wie das der erlauchten Stiefmutter, hob die jugendfrische Farbe der Haut des Halses, Nackens, Busens und der Arme auf das anmuthigste.

Heiter nickte Prinzeß Luise dem Herrn Nehmrich zu, und dankend der Menge, während nach gleichem, doch mit stolzerem und flüchtigerem Dank die Fürstenmutter auf die Stieftochter blickte, die ihr nicht Grandezza genug an den Tag zu legen schien.

Weiter waren den verschiedenen Wagen des Zuges gleichzeitig entstiegen und naheten der Herrin Fürst Friedrich, der Bruder des verstorbenen Regenten, ein dem Jünglingsalter bereits entwachsener Mann von ernsten Zügen und gleicher Haltung. Er trug eine schneeweiße Allongeperücke und einen leichten Brust- und Rückenharnisch von Silberblech, mit halben Armschienen, deren Fugen goldgerändelt waren. Aus dem Ringkragen sah ein feines weißes Halstuch hervor, und unter den, die Oberarme bedeckenden Schienen kamen Aermel eines purpurnen

Rockes zum Vorschein, deren Aufschläge fast so groß waren, wie die Manschetten, die sich aus den Aermeln der Fürstin stahlen; diese Aufschläge schmückte Silberstickerei, und auch unter ihnen drängten breite Manschetten hervor. Gelblederne Handschuhe an den Händen, ein Degengurt, um die weit auf den Unterleib abfallende Weste geschnallt, kurze Sammtbeinkleider und hohe Reiterstiefeln vollendeten den eigenthümlichen Anzug des Fürsten. Eine breite blaue Ordensbinde lag von der Linken zur Rechten über den Harnisch, und endete in einer bauschigen Schleife auf der rechten Hüfte.

Der Blick Fürst Friedrichs glitt ruhig betrachtend über die Menge; bisweilen griff er an den dreieckigen, reich befranzten Hut, den devot Grüßenden zu danken, ohne daß ihm einzufallen schien, von einem Einzelnen derselben Notiz zu nehmen. An seiner Seite schritt der noch minderjährige Erbprinz, Ernst, ein schlanker und schöner Jüngling von neunzehn Jahren, die Hoffnung des Landes und der Stolz seiner Familie, neben ihm der jüngere Bruder, Prinz Karl, in den Gesichtszügen ihm sehr ähnlich, doch

erst fünfzehn Jahre zählend. Beide Prinzen trugen keine Harnische mehr; der Schnitt ihrer Tracht huldigte schon der sich gewaltsam Bahn brechenden Mode einer neuen Zeit, denn der kleine Hof blieb in keiner Weise zurück hinter dem großartigen Weiterschritt der damaligen Gegenwart. Sie trugen einfache Röcke von meergrüner Farbe, mit großen Knöpfen von Chalcedon, die Krägen reich mit Silberborden eingefaßt und silberner Arabeskenstickerei verziert; Westen von der Farbe, welche man Coclico nennt, machten sich als höchstmodern geltend, und schneeweiße Halsbinden ließen zwei kostbargestickte, unten breite Endzipfel mit brüßler Kanten über die Brust fallen. Die Knoten der Halstücher hielten Ringe mit blitzenden Steinen fest, elegante Haarbeutel ruhten gefällig im Nacken, und hielten die Fülle des Haares in modischen Schranken.

An die Fürstlichkeiten schlossen sich auf dem Fuße die Personen des Gefolges an, welche hier nicht alle unerwähnt bleiben dürfen.

Wie eine Perle unter dunkelm Gestein leuchtete die Schönheit eines Hoffräuleins, Lili von Altenstein,

hervor. Diese war von gleichem Alter mit Prinzessin Luise, und es war schwer, zu entscheiden, welche von beiden Jungfrauen mit höherem Reiz geschmückt erscheine. Neben ihr schritt eine zweite Ehrendame, Marie von Perlen, es folgte diesem Paar ein Kammerfräulein, Sidonie von Lichthausen, es folgte der Oberhofmarschall, der Oberhofmeister, der Oberstall-, Oberhof- und Jägermeister, der Oberforstmeister und der Reisestallmeister. Eine Anzahl Kammerjunker, Hofjunker, Jagdjunker, der Hofkaplan, der Hof- und Leibmedicus — und endlich entstiegen dem Kammerwagen der Kammerdiener Elert, und seine Dienerin, welche auf ihren beiden Armen zwei allerliebste Leibhündchen trug.

Zwischen dem zahlreichen Gefolge, das jetzt dem Fischhause zuwandelte, wurden zwei Individuen erblickt, von denen man nicht wußte, welchem Wagen sie entstiegen waren. Das eine war ein winzig kleines, grotesk gekleidetes Männlein, und das andre war ein schlankes zwerghaftes Windspiel, welches von dem Männlein an einer blauseidnen Schnur, die am Ring des goldnen Halsbandes befestigt war,

geführt wurde. Dieses im Wachsthum beiderseits sehr merklich zurückgebliebene Paar war der Zwerg Pipi und der Hund Päpperle. Man konnte nichts Niedlicheres sehen, doch sprang in die Augen, daß die gütige Natur an der Gestalt des silbergraubehaarten Hundzwergs mehr Ebenmaß und schöne Form verschwendet, als an der des Zwergmenschen. Letzterer war mit einem merklich breiten und schwulstigen Mund ausgestattet, der zu der kleinen Stumpfnase sehr possirlich stand. Die Aeuglein waren blaugrau, das Haar war röthlich blond, Aermchen und Beinchen waren absonderlich dünn, und was das Kostüm betraf, so hätte dieses nicht grotesker und altfränkischer sein können.

Ueber dem Fischhaus war die Schrift zu lesen:

Des hohen Himmels Güte
Ihr Fürsten euch behüte!

und in seinen für die Herrschaften nebst Gefolge reservirten, mit Kränzen und Laubgewinden ausgeschmückten obern Räumen, aus einem kleinen Salon und zwei Seitenpiecen bestehend, angelangt, nahm

der Hof auf bequemen, doch ländlichen Sesseln längs einer Reihe Fenster Platz, die sämmtlich den Hinabblick auf den Reservoirweiher gewährten, wo nun unter der Obsicht des Herrn Nehmrich, der auch die Inschrift angebracht, mittelst einer sinnreichen und einfachen Vorrichtung, die in jenem gehäuften und gedrängten Fische, in einen tiefern Wasserbehälter, welcher mit Netzen umstellt war, gleichsam hüpfen und springen mußten, worauf sie dann gesondert, getheilt, gewogen, und in den auf bespannten Wägen bereit stehenden Fässern an die anderweiten Orte ihrer Bestimmung in die Hofteiche, wie nach dem zehntenden Kloster abgeführt wurden, mit Ausnahme derer, welche zahlreich versammelte Privatkäufer an sich brachten.

Dieser sogenannte letzte Fischsprung war nun eigentlich das Schauspiel, welches für überaus belustigend gehalten, den ganzen stattlichen Caravanenzug des Hofes an den See veranlaßte.

Einerseits mochte sich das Auge allerdings ergötzen an dem wunderlichen Durcheinanderwühlen und Wimmeln so vieler und verschiedenartiger Fische, deren

Schuppen im Glanz der Herbstsonne so herrlich flimmerten und blitzten, an der unaufhörlichen drängenden Bewegung, an dem kräftigen Emporschnellen und heftigen Schlagen der breiten Schwanzflossen, und dieß alles konnte wohl eine kleine Weile unterhalten.

Anderseits, wenn ein fühlendes Herz bedachte, daß solches Wimmeln und Drängen dieser Tausende von Thieren eine Folge des Leidens und schmachtenden Verlangens nach dem entzogenen Lebenselemente, und das Emporschnellen eine Kraftanstrengung der Todesangst der gequälten Fische sei, so war sich an diesem Anblick so wenig von Herzen zu erfreuen, wie am zum Tode gehetzten Wild der Parforce-Jagd, am gefällten Stier in der blutbefleckten Arena und an jeder andern, von der Grausamkeit erfundenen und von der Unsitte zum belustigenden Schauspiel erhobenen Thierquälerei.

Von den zahlreichen vornehmen Zuschauern, die aus dem Salon und den Nebenzimmern hinabsahen auf das, dicht von der gaffenden Menge umdrängte Bassin, das seinen Werth fort und fort entleerte,

indem die Teichwärtel bis an die Schenkel im Wasser standen, und mit langen Ruthen die Fische nach der Ausmündung zum Sprung trieben, schien nur eine einzige Person einen Widerwillen gegen das Schauspiel zu empfinden. Man sah die Fürstin neben ihrer Tochter und den jungen Prinzen in steifer Haltung am Fenster sitzen, und mit gewohntem strengen Blick herabschauen. Prinzeß Lulu flüsterte zuweilen ein freundliches Wort zur Ehrendame Lili, die hinter ihr saß, und bisweilen überflog ein schalkhafter Blick von beiden die steife Reihe der Hof- und Kammerherrn inclusive der Hof- und Kammerjunker, welche hinter den fürstlichen Stühlen standen, in streng etikettemäßiger Haltung.

Plötzlich erhob sich Prinz Friedrich und verließ seinen Platz; eine Bewegung der Köpfe entstand, und selbst Fürstin Sophia sah verwundert auf den Schwager, der mit einem Handwink zu verstehen gab, man möge sich durch sein Aufstehen nicht in der Augenweide stören lassen, und mit einem zweiten Wink die Lakaien zurückwieß, die aus dem tiefsten Hintergrund des Zimmers schnell sich nahten.

„Mon Seigneur, le Prince, a ses caprices!“ sprach halblaut doch schneidend, Fürstin Sophia zu ihrer Ehrendame, dann rief sie: „Où est mon petit Mäusle, ma douce Schnäuzle? Wo ist unser Päpperle?“

Diese Fragen veranlaßten eine noch ungleich größere Bewegung, als das Aufstehen Fürst Friedrichs; alle Köpfe blickten spähend rechts und links, wieder rechts und wieder links, und manches Gesicht nahm schon einen verlegenen Ausdruck an, doch es schob sich bereits Pippi, Päpperle führend, eilfertig durch die gedrängt stehenden Herren und kugelte zu den Füßen der hohen Herrin, welcher Päpperle mit angeborner Zudringlichkeit auf den Schooß sprang.

Gleichzeitig wurde von einer andern Seite ein Kläffen und Knarren laut, denn von den Armen der Hundeträgerin wanderten so eben Mäusle und Schnäuzle, die kleinen Bologneser Schooßhündchen, auf die Hände Elerts, der sie säuberlich dem Kammerfräulein von Lichthausen überreichte, welche jedoch die Verwöhnten minder säuberlich angriff, darob sie knurrten und kläfften, und sie der zweiten Ehrendame

einhändigte, aus deren Händen sie endlich an den Ort ihrer Bestimmung, auf den Schooß der hohen Gebieterin anlangten, wo Päpperle bereits Posto gefaßt hatte, und beiden Genossen eifersüchtig entgegenbellte. –

„Couche! Willst Du, garstiges Päpperle!“ rief Frau Sophia diesem zu, gab ihm einen leisen Schlag, und hob das sammtfellige Schnäuzle zu ihren Mund empor, während ein Stückchen Marzipan in Mäusles Schnäuzchen wandelte. Unterdessen war Prinz Friedrich gedankenvoll, gelangweilt, wie es schien, einmal im Salon auf und ab gegangen, hatte durch die der ersten gegenüberstehende Fensterreihe den abgelassenen See einen Moment überblickt, und war dann zu einer der großen Tafeln getreten, welche voll beschrieben, statt andern Bildwerkes, die Wände des geräumigen Zimmers schmückten. Diese Schrifttafeln bildeten gleichsam die Riesenfolioblätter einer Chronik des Fischhauses, einer Fischereichronik.

Leise trat dem Betrachtenden der Ehren-Magister Kilian, der Hofkaplan, näher, neigte sich dort, und stellte sich an, als ein flüsternder Cicerone zu dienen.

„Euer Durchlaucht sehen hier vom Anbeginn des vorigen Säculi auf diesen Tafeln verzeichnet, welche hohen Herrschaften von Zeit zu Zeit sich an gegenwärtigen lustigen Ort zur Plaisirlichkeit eingefunden, ehe noch dieses Land an Euer Durchlaucht erhabene Vorfahren heimgefallen bis zur neuesten Zeit. Es ist angenehm, zu denken, wie viele hochfürstliche und hochadelige Personen seit vielen Jahren her dieses kleine Haus umfaßt, und —“

„Und wie viele langweilige Narren darunter gewesen, will Er sagen?“ unterbrach sarkastisch der Fürst, und verblüffte mit dieser Frage den Sprecher. „Euer Durchlaucht geruhen, Ihren Knecht zu decontenanciren!“ stammelte der Kaplan. „Ich unterfange mich, zu meinen, daß diese Namensverzeichnisse, welche diese Tafel in sich hält, die zweite ausgiebt, die dritte vor Augen stellt, die vierte darlegt, die fünfte verzeichnet, die sechste aufzuzeigen sich vergnüget, die achte uns zuredet, die neunte erzählet — aber mein Gott, wo sind denn Euer Durchlaucht? Ei wo sind denn Seine Durchlaucht hingekommen?“ —

Fürst Friedrich war raschen Schrittes, während

der Kaplan mit seinem langen Rohrstabe auf eine Tafel nach der andern deutete, aus dem Saale und die Treppe hinabgegangen, vor sich hin murmelnd: „Luft! Freiheit, Natur! Die Langeweile grinzt mich an mit hundert Frazzengesichtern und der privilegirte Hofschwätzer tödtet mich. Fort unter das Volk, unter Menschen! War es nöthig, der Nachwelt aufzubewahren, wie viel Holz und Stroh sich bisweilen hier zusammenfand? Feuer dazu! Feuer! Doch das Feuer glüht nur heimlich, brennt, frißt — hier, in der Brust, hier unter dem blauen Ordensbande.“

Der Gang zur grünen Insel.

Fürst Friedrich war, wie oben bereits bemerkt wurde, der Bruder des verstorbenen Regenten; ein zweiter Bruder lebte mit dem Hofe in Spannung und fern vom Hofhalt der Regentin-Wittwe, welche mit ihren beiden Schwägern über die zwei noch unmündigen Prinzen und die Prinzessin Luise die Obervormundschaft theilte. Friedrich war eine derjenigen Naturen, auf welche der Druck des Daseins lastet. Seine Jugend war thatenlos verblüht, seine Manneskraft verdorrte thatenlos; es war ein Unglück für sein Herz, wie für seinen Geist, so hoch geboren zu sein. In seinem Gemüthe lag eine Reizbarkeit eigenthümlicher Art, ein Anstreben, ein Aufgebrachtsein gegen alles, was herkömmliche Form

hieß, und doch fehlte es ihm an Kraft, sich auf Flügeln des Geistes über den Zwang dieser Formen zu erheben, und an Geist, über sie zu lächeln. So stieß er häufig und überall an, ward allseitig verkannt, und verkannte wieder, und so kam es, daß in einem Herzen, das ursprünglich für die weichen Gefühle des Wohlwollens und der Liebe geschaffen war, sich Bitterkeit und Menschenverachtung gleich einem fressenden Rost ansetzte. Und dennoch blieb Fürst Friedrich so empfindsam, daß die Wahrnehmung, daß es ebenso und nicht anders sei, ihn unglücklich machte.

Wie alle Menschen, an deren innerlichen Gemüthskern jener Rost nagt, mehr in sich selbst verschlossen, als äußerlich mittheilend sind, mehr grübelnd und nachsinnend, als offen und unbedacht, und daher mißtrauisch, so auch dieser Mann. Er näherte sich den Menschen, d. h. dem Volke, nur mit Scheu, und selbst den Ebenbürtigen nur mit Zurückhaltung. Ein Blick, ein Lächeln, ein Flüstern, konnte ihn argwöhnisch machen. Und dann war es zugleich von seiner Seite um die Gabe der Mittheilung gethan. Seine

Schroffheit äußerte sich in Sarkasmen, sein, mit Absicht oder nicht, beleidigtes Gefühl in einem seltsamen Verstummen, das seiner Umgebung oft wie Blödsinn erschien.

Jetzt suchte Fürst Friedrich Zerstreuung; das Gewimmel der lauten Menschenmenge rings umher, erfreute ihn mehr, als das Gewimmel der stummen Fische. Ein Zug von Leutseligkeit wandelte ihn an. Leutseligkeit! Welch ein bedeutsames Wort! Wenn Seligkeit höchste Befriedigung des Gemüthes mit höchster Ruhe der Seele ist, und diese durch freundliche Annäherung an Menschen gewährt und gewonnen wird, dann ist der Mensch leutselig.

Von dem Wiesenplan schallte aus dichtgedrängter Volksgruppe lautes Gelächter. Dort unterhielt mit immer neuen Späßen der lustige Pfarrer eine stets zum Beifall seiner Scherze geneigte Zuhörerschaft. Es war mittlerweile manches Glas Traubensaft geleert, und dadurch die frohe Stimmung gesteigert worden.

Als der Fürst sich langsam näherte, angethan mit seinem prunkenden Gallakleid, gab Alles ehrer-

bietig Raum, das Gelächter verstummte, man trat zurück, nur den Pfarrer brachte die neue Erscheinung nicht aus dem Conzept. Er zog seinen Hut und sprach nicht minder laut und schallend, wie bisher, als grüße er einen längst Gekannten: „Euer Durchlaucht gehorsamer Diener! Ich freue mich, Euer Durchlaucht wohl zu sehen!“

„Er kennt mich? Wer ist Er?“ fragte der Fürst, und rasch war der Sprecher mit der Antwort zur Hand: „Wie sollte ich nicht Euer Durchlaucht kennen? Hatte schon oft die Ehre, Hochdieselben bei diesem Fischzug aus einiger Entfernung zu erblicken, und habe nur noch nie das Glück gehabt, Euer Durchlaucht zu sprechen. Ich bin der Pfarrer drüben — in dem andern Lande, das in nächster Nähe an Euer Durchlaucht Geburtsland angrenzt, der Pfarrer aus Osthausen bin ich, Euer hochfürstlichen Gnaden zu dienen!“

„Da erlustirt Er sich also gern bei dieser Fischerei?“ fragte, um nur etwas zu fragen, Friedrich, und der Pfarrer erwiederte: „O ja, Höchstdenenselben zu dienen. Es sammelt sich hier immer ein lustiges

Völklein, und wir machen Spaß und lachen mit einander. Lachen ist gesund, Euer Durchlaucht, sehr gesund, und der Fischereitag ist mein lustigster im ganzen Jahre.“

„Er hat aber weit nach Hause, nach Seinem Dorfe! Die Volksmenge zerstreut sich schon; Er kommt vor später Nacht nicht heim!“ bemerkte der Fürst wohlwollend, doch ernst. „Fällt mir auch gar nicht ein, Euer Durchlaucht,“ gegenredete der Sprecher: „Sehen Euer Durchlaucht, da habe ich in jedem Dorfe und in jeder Stadt einen lieben bewährten Freund, unter Andern auch gleich da drüben im nächsten Ort, diesen Mann hier, der freut sich von Herzen, wenn ich zu ihm eintrete, und heißt mich bald wiederkommen, wenn ich scheide; er tischt und schüsselt mir auf nach Herzenslust, und ich kann es mir bei ihm wohl sein lassen, so lange es mir gefällt!“ Mit einer verzeihlichen Neugier und gutmüthig fragte Fürst Friedrich: „Und Wer ist dieser Freund?“

„Das ist allemal der Schenkwirth, Euer Durchlaucht!“ rief den plumpen Scherz mit hohem Gelächter begleitend, der Pfarrer möglichst laut aus,

Viele der Umstehenden stimmten in das Gelächter ein, und der so unerwartet sich verhöhnt sehende fürstliche Mann stand beschämt, wie mit kaltem Wasser übergossen. Ohne ein Wort zu sagen, drehte er dem Pfarrer den Rücken, schritt rasch aus dem Kreise, und wandelte wieder dem Fischhause zu. „Bestie voller Gemeinheit!“ brach mehr in Gedanken als in halblauten Worten Friedrichs schwer verletztes Gefühl aus. „Womit verdiente ich das? Ha! es geschah mir Recht! Warum stieg ich herab zur Misère des Pöbels! Ach — kein Herz in der Welt für mich, kein Herz! Nur Larven! — Nur Hohn, nur Teufel!“ Also grollend, schritt der arme Mann von dannen, und wich den Menschen scheuer aus, als sie ihm. — Das Schauspiel des Fischsprungs war beinahe vorüber und hatte aufgehört zu ergötzen. Fürstin Sophia hatte sich erhoben, und für den ganzen Hof das Zeichen gegeben, ein Gleiches zu thun. Eine Promenade an den See ward beliebt, auf dessen grünes Eiland, zu dem man über einen Steindamm gelangte; mittlerweile servirten die Hofbedienten eine Tafel in dem Saal, damit bei der Rückkehr von der Prome-

nade der Hof eine kleine Kollation einnähme, nach welcher, so lautete die Tagesordnung, die Rückfahrt angetreten wurde.

Der Zug des Hofes wandelte in einer langen Reihe über den Steindamm; Fürstin Sophia hatte, als sie sich nicht ohne Aerger, vergebens nach dem Schwager umgesehen, ihren Arm dem Oberhofmeister gegeben, neben ihr schritt die Oberhofmeisterin; Pipi trug mit einer Hand die Schleppe ihres Kleides, mit der andern führte er Päpperle an der blauen Schnur; ganz stolz sich brüstend, schritt der niedliche Mann einher. Der Oberhofmarschall führte die Prinzessin Lulu, Prinz Ernst das Fräulein von Altenstein, Prinz Karl Marien von Perlen, die übrigen Personen des Gefolges schlossen sich an, und der Kammerdiener Elert machte mit seiner Euphrasia den Beschluß, Mäusle und Schnäuzle sorgfältig auf den Armen tragend. Weit voran aber rannte schweißtriefend wie ein Laufer Herr Nehmrich, um die Steige hoher Herrschaft richtig zu machen. Fürst Friedrich sah den Zug des Hofes in der Entfernung eines schwachen Büchsenschusses vor sich dahin wan-

deln, und erneuter Unwille kochte in seinem Busen. Man hatte ihn nicht erwartet, ihn nicht rufen lassen. Daran erkannte er die Bosheit seiner Schwägerin; sie kränkte ihn, so oft sie konnte. Sie liebte die Brüder ihres verstorbenen Gemahls nicht, das wußte er wohl, Albert haßte sie, weil er ihr an Geist überlegen war, und eine Mesalliance beliebt hatte, und ihn hielt sie für beschränkt am Geist, das wußte er ebenfalls, und konnte es ihr nicht verzeihen, denn durch ihr Benehmen gegen ihn ward dem ganzen Hofe ein böses Beispiel gegeben, es glaubten sich auch die Höflinge und Schranzen berechtigt, dem Fürsten nicht in allen Dingen den ihm zukommenden Respekt zu erzeigen. Es wurde Friedrich glühend heiß unter dem silbernen Panzer.

„O Schwägerin, o Schlange!“ murrte er grimmvoll in sich hinein. „Da läßt sie mich nun allein laufen, den Lakaien zum Gespött! Soll ich nachlaufen? oder soll ich allein in's Fischhaus gehen, und warten, bis sie wieder kommen? O was lebe ich für ein Leben? Mein Hundejunge ist glücklicher als ich, er hat doch Freunde und Gespielen, mir aber ekelt vor

den Menschen. Ach — wenn eins nicht wäre, ich schösse mich todt — ja — wenn Eine nicht wäre! Und auch sie — o — hoffnungslos, hoffnungslos!“

Langsam wandelte Fürst Friedrich dem Zuge dennoch nach, es zog ihn nach.

Lili's Wangen übergoß glühender Purpur über das, was Prinz Ernst, ihr Jugendgespiele, dem sie innig wohlwollte, leise zu ihr sprach, während er laut eine gleichgültige Unterhaltung führte, und mehr als einmal flüsterte sie, unter dem ängstlichen Bestreben, sich seinem Arme zu entwinden, was doch gegen die Schicklichkeit verstieß: „O mon Prince! Je vous prie, mon Prince! O schweigen Sie, mein Prinz!“

„Ja, in der That, eine reizvolle Landschaft, besonders wenn die Fläche des Sees das reine Blau des Himmels wiederspiegelt!“ sprach laut der neunzehnjährige, schöne, blühende Fürstensohn, und fügte gleich darauf leise hinzu: „Tausendmal reizvoller aber bist Du, o Lili, wenn im Spiegel Deines Auges der Himmel mich anblickt!“

„In alten Zeiten stand dort auf des Sees Insel

eine Wallfahrtkapelle mit einem wunderthätigen Bilde auf geweihtem Altar" — „so steht auf dem unentweihten Altar meines jungen Herzens Dein Bild, angebetete Lili, heilig, herrlich und wunderthätig zugleich."

„Dann wandelten, wie jetzt zum großen Fischzug, Schaaren von Andächtigen zum See und zur Insel" — „vor Deinem Bilde aber knie nur ich, nur ich allein! O Lili! Erlaubst Du mir das, darf ich allein und nur ich vor Dir knieen und Dich anbeten."

Das Fräulein litt Todesangst unter den Aeußerungen einer so plötzlich sich offenbarenden, aufflammenden, stürmisch lodernden Leidenschaft. Ihr kundiger Blick (sie war nur ein Jahr jünger als der Prinz, diesem daher weit überlegen an Takt und Umsicht) lehrte sie die Gefahr ihrer Lage rasch überschauen, sie sah, was ihr drohe, wenn sie nur im mindesten den Prinzen aufmuntere, und zum Unglück für ihn sprach auch in ihrem Herzen keine Stimme für seine Liebeswerbung; zum Unglück für ihn, zum Glück für sie.

„Du glühst, Du schweigst, Du willigst ein, mich zu lieben! Dein Herz, Lili, wird mich beseligen!“ fuhr der Prinz flüsternd fort, und sagte laut, daß die gnädige Stiefmutter und die Prinzessin Schwester, welche am Arme ihrer Cavaliere nur sechs Schritte vor ihm gingen, ihn hören konnten: „Aus den Trümmern der Wallfahrtkirche hat man ein Jagdzeughaus gebaut, wie mir der Hofmeister, jetzt unser gelahrter Hofkaplan, in jüngern Jahren erzählte.“

Die alte Fürstin war zufällig stehen geblieben, was auch das ihr folgende Paar zum Stehen nöthigte, und blickte jetzt zugleich mit Prinzeß Lulu rückwärts; beide sahen das Antlitz Lili's, sahen, als sie näher kam, ihr Zittern, sahen auch des Prinzen Wangen höher geröthet von der Flamme, die, vom Herzen ausstrahlend, verklärende Gluth nach außen verbreitet, und das argwöhnische und stechende Auge Sophia's blitzte scharf nach dem jungen Paare hin — der seelenkundige Blick las die leicht deutbare Hieroglyphenschrift der Gefühle. — Die Fürstin suchte das Paar zu verwirren.

„Ei wie erhitzt Prinz Ernst und Fräulein von

Altenstein sind! Gingen wir denn so schnell, oder war die oftgehörte Geschichte von der alten Wallfahrtskirche so rührend, daß sie solche Gluth auf die Wangen trieb?“ fragte Fürstin Sophia, und legte in den Ton ihrer Stimme gleich die ganze Versicherung, daß sie weder das Eine noch das Andere glaube. Der Prinz, dies alsbald durchfühlend, gerieth darüber in die größte Bestürzung, Lili aber nahm besonnen das Wort und erwiederte: „Des gnädigen Herrn Erbprinzen Durchlaucht theilten mir Ihre Befürchtung mit, ob nicht der gnädigste Oheim, Fürst Friedrich, es übel deuten würden, daß der Hof ihn zurückgelassen, daher sahen wir uns mit einiger Beklemmung nach ihm um, der dort unten ganz allein und langsam sich nahet.“

„In der That, zu große Besorgniß des Herrn Sohnes, wenn dem so ist, und eine große Leichtfertigkeit des Fräulein von Altenstein, wenn dem nicht so ist!“ erwiederte die Fürstin schneidend. „Doch spielen wir Plätzchen wechseln! Prinz Ernst, führen Sie Ihre Schwester, die Prinzeß! Hofmarschall, geben Sie dem Fräulein von Altenstein den Arm! Gehen

wir!“ Dabei schritt Sophia rascher wie gewöhnlich am Arm des Cavaliers voran; dies that sie deshalb, damit Fürst Friedrich nicht näher herankommen und ihr den Arm bieten sollte. Ihrem kategorischen Befehl aber ward von den Betheiligten augenblicklich Folge geleistet. Der Prinz warf einen schmerzlichen Blick auf Lili, die ihr vom Gefühl der Beschämung thränennasses Auge zu Boden senkte, und reichte Lulu den Arm, die ihm scherzend in's Ohr flüsterte: „Mama sind ungnädig, wie fast immer! Der Herr Bruder hat gewiß was angestiftet mit Lili! Warte, Schelm; ich werde es bald erfahren!“ „Ach Schwesterengel!“ flüsterte der Prinz. „Erführest Du was, das nicht laut werden dürfte, so verriethest Du mich doch nicht, und hast auch Lili viel zu lieb, sie zu kränken. Du bist gut, wären nur alle, wie Du!“ „Schmeichler!“ schalt Lulu, und lächelte dabei so entzückend reizend, daß ihr Lächeln selbst den Bruder beseligte, wie wenig sonst auch Brüder sich vom Liebreiz der Schwestern hingerissen fühlen.

Alle diese jungen Herzen, in denen der tönende Memnonstrahl der Liebe bisher noch nicht erklungen

war, naheten, ohne daß sie es wußten und ahneten, dem dunkeln Labyrinth dieser Zauberei; sie betraten am Gestade der kleinen Insel gleichsam ein gefeiertes Land, das sie nicht verlassen sollten, ohne Pfeilwunden vom Bogen des himmlischen Eros davon zu tragen.

Unter einer Gruppe uralter Eichen auf der Insel standen zwei Fremde von schlichtem zwar, aber doch vornehmen Aeußern, und sahen, wie der Hof herangeschritten kam, dem Herr Nehmrich, mehr erhitzt als je, unter immerwährenden Bücklingen, entgegenschritt, dann zur Seite trat, und pagodengleich sich verneigend und dabei vor Wuth zitternd, den Zug an sich vorbei ließ. Seine tiefe Devotion ward kaum beachtet, und höchstens, wenn ja ein Individuum des Zuges dieselbe beachtete, so geschah es nur, sie zu belächeln.

Der allezeit dienstfertige Commerzienrath und Steuereinnehmer Herr Nehmrich war pflichteifrig und spornstreichs dem Zuge des Hofes auf die Insel, bei dessen Aufbruch, vorausgerennt, um den Weg von gaffendem oder gar bettelndem Volke zu

säubern. Wirklich gelang es ihm, einige harmlos spielende Kinder zu verscheuchen und mit rauhem Anfahren die Erschrockenen beinahe vom Damm herab in den Schlamm des abgelassenen Teiches zu jagen; sonst bot sich Niemand seinem Eifer dar, bis er auf der Insel anlangte, wo er der Frau des Zeugwärtels, die ihm gerade entgegenkam, überlaut zuschrie: „Die höchsten Herrschaften! Die höchsten Herrschaften kommen, Frau! Potz Ellritzen und Roteyen, Frau! Räumt Eure Eimer und Waschtröge aus dem Wege! Schafft Eure Gründeln und Stichlinge, Eure kleinen Kinder meine ich, in das Haus, bindet eine Sonntagsschürze vor, alte Karausche, und ruft Eurem Manne, dem alten Wetterfisch und Schlammbeitzker, daß er sich in Positur stelle mit dem Zeughausschlüssel! hurtig, hurtig!“

Die Frau stürzte sich erschrocken auf ihr Geräth und schleppte es in das Wohnhaus, Herr Nehmrich aber ließ seine spähenden Blicke weiter schweifen und entdeckte jetzt mit Bestürzung zwei ihm ganz fremde Menschen, harmlos auf dem grünen Rasen unter den alten Eichen gelagert, wo gewöhnlich die

höchsten Herrschaften sich mit einem Gesellschaftsspiel bis zur Zeit der Rückkehr zu belustigen pflegten. Rasch und doch in etwas verlegen, aber fest entschlossen, die Fremden um jeden Preis, selbst um den der Grobheit, von dem anmuthigen Plätzchen hinwegzubringen, schritt er auf sie zu und sprach nach kurzem Gruß: „Die Herren werden verzeihen, aber es nahen die höchsten Herrschaften.“

„Ist nichts zu verzeihen! Wird uns äußerst erfreulich sein, geehrter Herr!“ erwiederte der Eine der Fremden, ein Jüngling von offnen Zügen, ohne Miene zu machen, aufzustehen.

„Ja — aber höchste Herrschaften nahen hierher, gerade hierher, wo die Herren sich herzulegen Belieben getragen haben.“

„Es versteht sich, daß wir stehend unsre Ehrfurcht bezeigen!“ erwiederte der zweite, ein schlanker, junger Mann von sehr einnehmendem Aeußern, und sprang auf; sein Gefährte erhob sich ebenfalls. „Aber mein Gott!“ rief Herr Nehmrich geängstigt: „Bedenken doch die Herren, daß der Hof hierher kommt, der Hof, und daß die Herren nicht an den Hof gehören,

folglich ganz bequem und ungesehen hinter den Bäumen und dem Zeughaus sich abdrücken können, ohne sich durch Beschwerlichkeit Ihrer Gegenwart augenfällig und lästig zu machen!“

„Der Herr scheint mir ein ungezogener, naseweiser und vorlauter Narr zu sein!“ fuhr plötzlich zornroth und heftig werdend der Jüngere der Fremden auf. „Allen Respekt vor Seinem Hofe, aber einen solchen miserablen geckenhaften Knecht, wie Er einer ist, sollte man besser Mores gegen honette Leute gelehrt haben!“

„Ja, guter abgeschmackter Mann, drücke Er sich selbst von dannen, oder wir werden Seiner Herrschaft sagen, welch einen groben Lakaien Höchstselbige in seiner albernen Person besitzt!“

Solches war dem armen Herrn Nehmrich noch nie geboten worden. Der Schlag rührte ihn fast vor Schreck und Aerger; er machte eilend kehrt, und ging erbost schnaubend dem Hofe entgegen.

Die beiden Fremden traten sittsam bei Seite, und verneigten sich so höfisch anständig, so etikettemäßig graciös, daß Fürstin Sophia davon überrascht.

ihre Complimente zwar kurz, doch nicht ohne Freundlichkeit erwiederte, Prinzeß Lulu und Fräulein Lili aber mit augenfälligem Antheil hinüberblickten nach den schönen frischen Jünglingen, die mit sittigem Stolze dort standen, wie ein Dioskurenpaar. Eros zielte, Schönheit und Jugend übten ihren Zauber.

„Unsre Situation wird eigenthümlich,“ flüsterte der Jüngere dem Begleiter zu. „Hier stehen wir nun! Jetzt fortzugehen, wäre unschicklich, uns selbst vorstellen, ziemt sich nicht, und Wer sollte uns vorstellen? Ersinnen Sie Rath, Eichwald! Dort jene Dame im himmelblauen Kleide ist jedenfalls Prinzessin Luise, o welch ein reizendes, himmlisches Geschöpf! Ein Ideal von Schönheit! Gut gewählt die Kleidfarbe!“

„Dann ist das Fräulein im grünen Kleide, das so schalkhaft zu uns herüberblickte, ohne Zweifel die gepriesene Lili von Altenstein, sie scheint mir geschaffen, Hoffnungen und Wünsche zu entflammen, Herzen zu fesseln, und Anbeter zu ihren Füßen zu sehen. Lassen Sie uns den Moment erwarten, wo mir vergönnt sein wird, schickliche Annäherung zu versuchen.“

Der Hof verstreute sich über den anmuthigen grünen Platz. Die hohen Herrschaften nahmen keine Notiz von den beiden Fremden, nur einige pedantische Kammerherren warfen schele und mißbilligende Blicke auf sie, und die Hof- und Jagdjunker lächelten im Bewußtsein ihrer Würde und ihres Putzes selbstzufrieden vor sich hin, während sie hochmüthig an den Fremden vorüberschritten. Ein nachgetragener Feldstuhl wurde für Fürstin Sophia hingestellt, und den Füßen der Herrin breitete Elert einen türkischen Teppich unter.

„Ich wette darauf, meine Theure, daß der Erbprinz Ernst im Ernst die Cour macht an die Altenstein, und daß die Unerfahrene sich's gern gefallen läßt!“ redete die Fürstin leise zur Oberhofmeisterin. „Das wäre wieder eine schöne Comödie; ich sollte meinen, unser Haus habe genug am Scandal, den der Herr Schwager Albert der Welt gegeben. Ich werde den Prinzen in die Schule nehmen, sondiren Sie, Beste, bei der Altenstein.“

Was die Oberhofmeisterin, schlau lächelnd und ganz leise flüsternd, zur Antwort gab, war nicht zu vernehmen. Das ihr übertragene Amt des Ausspä-

hens übernahm so eben Lulu, die Lili ein wenig bei Seite zog, und zu ihr sprach: „Was hattest Du mit meinem Bruder?“

„O Gott, gnädigste Prinzeß, fragen Sie mich nicht!“ erwiederte erglühend Lili. „Ich bin arg beschämt worden, und habe schuldlos leiden müssen. Der Prinz —“ „ist von Deiner Schönheit entflammt, meine liebliche Lili, ist ihm das zu verargen?“ unterbrach die Prinzessin die tief erröthende Freundin. „Sind wir nicht alle in den Jahren, wo das Herz sich öffnet, einer Rose gleich? Einmal muß die Knospe Blüthe werden.“

„O, Ihro Durchlaucht!“ erwiederte Lili: „Im Ernst können Sie eine solche Verirrung der Gefühle doch nicht gut heißen, die mich unglücklich machen würde, möchte ich sie theilen oder nicht. „Nicht so ernst, wegen Ernst, gutes Kind!“ sprach lächelnd die Prinzessin. „In Sophienlust wollen wir mehr darüber plaudern. Jetzt möchte ich wissen, wer jene Fremden sind? Nie sah ich einen stattlicheren, herrlicheren Mann, wie Jenen, der der Aeltere scheint; der An-

dere ist auch hübsch, doch kommt er neben seinem Begleiter unbedeutend vor.“

„Unbedeutend möchte ich keinen von beiden nennen, gnädige Prinzeß!“ versetze Lili. „Beider Wesen scheint eine Sicherheit auszudrücken, als fänden sie sich hier an ihrem Platz. Der Aeltere naht sich dem Oberhofmarschall, er spricht ihn an. Sehen Ihro Durchlaucht, der Oberhofmarschall macht eine tiefe Verbeugung, er eilt zur Fürstin Mutter, gewiß, er will die Fremden vorstellen: Fürstin Sophia nickt gewährend.“

„Komm, komm, laß uns näher gehen!“ drängte Lulu, „damit wir vernehmen, wer die Herren sind.“

Diese nahten jetzt ceremoniös dem Feldstuhl, auf dem die Fürstin saß, von dem Oberhofmarschall und dem Oberhofmeister geleitet.

Seine Erlaucht, der Graf von Tenneberg, stellte der Oberhofmarschall den jüngeren der Fremden zuerst vor, der mit einer Schüchternheit, wie sie gebildeter Jugend wohlanständig ist, sich verneigte, und entschuldigende Worte sprach, daß er, auf einer Lustreise mit seinem Begleiter, dem Grafen von Eich-

wald, begriffen, der höchsten Herrschaft hier vielleicht störend in den Weg getreten, doch sich zugleich glücklich pries, so unerwartet die Bekanntschaft einer berühmten und weit gepriesenen Regentin zu machen.

Fürstin Sophia ließ sich erwiedernd höchst gnädig vernehmen, ließ sich auch den bescheiden zurückgetretenen Grafen Eichwald vorstellen, und es war nun unerläßlich, daß die Fremden auch der Prinzessin und dem Prinzen vorgestellt wurden. Ehe jedoch diese Ceremonie mit aller Förmlichkeit erfolgte, trat Fürst Friedrich unterbrechend in den Kreis des Hofes, ließ sich durch einen Lakaien einen Stuhl aus dem Hause des Zeugwartes holen, und setzte sich ohne Umstände neben die Schwägerin, so daß beide Fremde, nicht aufmerksam genug, sich zwar vor den Damen tief verneigten, aber in Hinsicht auf deren Personen im bereits vorgefaßten Zweifel blieben. Es entstand nun eine jener peinlichen Pausen, in denen nach dem unerwarteten Dazwischentritt Fremder in eine große geschlossene Gesellschaft diese nach der Präsentation nicht gleich weiß, was zunächst vorzunehmen sei. Das für den Moment Drückende dieser Situation

fühlte der gewandte Oberhofmarschall, und nahm das Wort: „Wäre es wohl den hohen Herrschaften gefällig, wenn wir ein Spiel arrangirten?“ Die Fürstin verneigte sich gewährend, und „ach ja! Ein Spiel! Ein Gesellschaftsspiel!“ rief es beifällig im Kreise der jüngern Genossen dieses hohen Kreises.

„Aber was spielen wir?“ tönte von Prinz Ernst's Lippen die Frage.

„Pfänderspiel!“ schlug sein junger Bruder, Prinz Karl, vor. „Zweifelfragen!“ gab Marie von Perlen an. „Räthselerzählungen!“ rief Fürst Friedrich, aber Fürstin Sophia schlug alle diese Vorschläge nieder, indem sie sprach: „Die proponirten Spiele gehören sämmtlich in Zimmer, und hier im Freien, wo wir ohnehin wegen frühe sich einstellender Abendkühle nicht allzulange verweilen dürfen, würde jedes Spiel zu lange anhalten. Daher proponire ich, daß einige aus unserer Gesellschaft uns in wohlgesetzten Reimen, doch kurz, das Lob des Herbstes und die Freuden des Spazierengehens aus dem Stegreife vortragen. Solche Uebung der Poeterei erachten wir gleich nütz-

lich und ergötzlich, da sie die Sitten verfeinert und den Verstand schärft.“

Dieser Vorschlag der erlauchten Herrin fand die schweigende Acclamation der Verehrung, obwohl manches Herz zu klopfen begann, sich mit Versen vernehmen zu lassen; doch bildete sich schnell ein schöner Kreis, in welchem Prinz Ernst, wie durch Zufall, wieder an Lili's Seite zu stehen kam, während der Graf Tenneberg sich zu ihrem zweiten Nachbar machte, immer noch in der Meinung, Lili sei die Prinzessin. Dagegen hatte sich Graf Eichwald neben diese in dem Wahn gestellt, sie sei das Fräulein von Altenstein. Lulu stand so, daß ihr rechter Nachbar Fürst Friedrich war, welcher so eben laut sich vernehmen ließ: „Meine Durchlauchte Frau Schwägerin spricht wie ein Buch!“

„Ei! Eine Eloge von des Herrn Schwagers Liebden!“ rief die Fürstin, halb und halb geschmeichelt, doch mit dem ihr eignen verletzenden Ton. „Das muß in dem Almanach aufnotirt werden. Ich danke für das Compliment!“

„Incommodire sich die Frau Schwägerin Liebden

nicht!“ erwiederte der Fürst äußerst trocken. „Die Meinung war, wie ein altes Buch, etwa von Anno sechszehnhundert und achtundzwanzig, daher wir die Eloge in den hundertjährigen Kalender eintragen wollen.“

„Nota bene, wenn wir schreiben können!“ warf Sophia giftig und gereizt hin, und brach mit einemmale den peinlichen Dialog, Spiel und alles ab, indem sie rasch sich erhob, den Kammerherren zum Aufbruch winkte, und so den der ganzen Gesellschaft veranlaßte, deren weiblicher Theil seine ungemeine Verlegenheit bei dieser Scene hinter den Fächern verbarg, während der männliche, die Herren vom Hofe, solcher nichts weniger als fürstlichen Reden und Gegenreden schon gewohnt, jene langen und merkwürdigen Gesichter zog, welche entstehen, wenn man gern lachend herausplatzen möchte, und Anstand und Etikette solches Lachen verbieten und als unziemlich verwerfen.

Pipi griff nach der Schleppe des Kleides seiner Herrin und nach Päpperles Halsbandschnur, Mäusle und Schnäuzle machten die gewohnte Wanderung

von den Armen ihrer Gönnerin in die schützenden Arme Euphrasia's, der Zug ordnete sich zur Rückkehr, und Herr Nehmrich, der bisher fast ganz unbemerkt gestanden, obschon er sich dem Kreise des Hofes fast näher gedrängt hatte, als sich ziemte, eilte jetzt über den Damm nach dem Fischhause zu, um den Köchen die Rückkunft der Herrschaft kund zu thun. Wenn ihn auch Niemand ansah, er wußte doch, sich ein Ansehen zu geben.

Weder Lulu noch Lili, weder Ernst noch Karl, weder Graf von Tenneberg, noch sein Begleiter sahen es gern, daß das Spiel abbrach, noch ehe es begonnen. Es hatte Annäherung verheißen und mindestens hätte man sein Gedankenlicht in den Strahlen wohlgeformter Alexandriner leuchten lassen können. Doch siehe, ein Strahl der Gnade und Verheißung leuchtete plötzlich auf, denn indem sie stolz vorüberrauschte, sprach die Durchlauchtigste zu den Fremden französisch: „Wollen die Herren Grafen uns in unserm Wittwensitz Sophienlust mit Ihrem Besuch erfreuen, so soll es uns angenehm sein. Dort stört mindestens kein Impertinenter die Harmonie edler Geselligkeit,

und wird Ursache, in seinem Namen sich vor Fremden schämen zu müssen." —

Der Hof ging, speiste in Verstimmung auf dem Fischhaus, und verließ dieses sodann, theils nach Sophienlust, theils nach der Residenz zurückzukehren.

Eine Jagd und ihre Folgen.

Der Graf von Tenneberg war kein Graf von Tenneberg; er war der Erbe eines benachbarten Fürstenthums, das reicher und ausgedehnter war, als jenes, über welches Sophia herrschte. Der Ruf vom Geist, wie von der Schönheit der Prinzessin Luise hatte ihn vermocht, dieser unerkannt zu nahen, sie sehen, hören, wo möglich auch sprechen zu wollen, und, wenn sie Gnade vor seinen Augen und Herzen finde, um ihr Herz und ihre Hand geziementlich werben zu lassen. Erbprinz August war ein wohlerzogener und wohlgebildeter Jüngling, rein, unverdorben, blühend und geistvoll. Der Erbprinz hatte mit seinem Begleiter die Erlaubniß der Fürstin Mutter benützt, Beide waren auf Sophienlust ein-

gesprochen, und bald hatte der Scharfblick Sophia's im Bunde mit dem des Oberhofmarschalls das Incognito erspäht, durchschaut, und den Fremdlingen mit liebenswürdiger Freundlichkeit die Masken gelüftet.

Nun war aber noch ein anderer hoher Fürst im strengsten Incognito, welches kaum besser bewahrt wurde, in Sophienlust eingetroffen, der allmächtige Eros. Er setzte die Herzen in Gluth und Flammen, und fachte diese mit dem Sturmodem der Leidenschaft zu hell loderndem Brande.

Die Waldungen um Sophienlust verloren ihren Schmuck, der Spätherbst überschauerte sie mit seinen erkältenden Nebeln und Nachtfrösten, und hoch auf häufte sich in Wegfurchen und Gräben das gelbe Laub. Gar wenige vereinzelte Blumen nahm des Wandrers Auge noch wahr, Spätlinge an fast verblühten Stengeln, nur Aster und Kreuzkraut erhoben noch da und dort einen besamten Blumenbüschel, und der feuchten Moosdecke des Bodens enttrieben häßliche Pilze, von Gährung aufgeschwellt, und schon faul im Entstehen, die in der Geburt todesreife

Spätlingsfrucht des Zeugungstriebes der mütterlichen Erde. Diese trübe Zeit des Jahres erfreut den rüstigen Waidmann, erfreute ihn vor hundert Jahren noch mehr als seine in der Gegenwart lebenden Standesgenossen. Große und prächtige Jagden wurden in Waldungen gehalten, in welchen es heute außer dem Geschlecht des armen Lampe, des listigen Reinecke, kaum noch etwas zu jagen gibt.

Am Tage St. Huberti war im Walde bei Sophienlust großes Prunkjagen. Der Forst war nach allen Richtungen hin mit neuangelegten Pürsch-Pfaden durchkreuzt, so breit und so eben, daß sie ohne Anstoß beritten werden konnten, und auf der Hochebene des Berggipfels hob sich ein schnell gezimmerter Jagdpavillon, ganz mit grünem duftendem Tannenreißig bekleidet, dem noch eine Anzahl kleiner vergrünter Jagdschirme als abgesonderte Flügel dienten. Den Pavillon schmückten Hirschköpfe, Säulen, Laubguirlanden, und auf dem Frontispiz leuchtete goldhell das Hubertuskreuz. Die Hochebene war nur mit einzelnen schöngeformten Kiefern bestanden, da und dort erhob auch eine nicht mit abgetriebene

alte Buche einsam ihren schlanken und noch belaubten Stamm, dazwischen wuchs aus hohem Waldgras junge Ansaat kräftig zu Laub- und Bauholz auf. Da, wo der Pavillon stand, dehnte sich ein Teppich von kurzem Rasen, mit zahlreichen Elfenkringeln gezeichnet, beträchtlich an einsamer verrufener, und sonst selten betretener Stelle aus. Dieser war ringsum mit Federschnüren doppelt verlappt. Gen Nordosten begann der Forst, der sich als Stangenholz mälich an der Bergwand hinabsenkte, an welcher in ziemlicher Tiefe der Pfad nach Sophienlust hinlief, dessen im Eingang dieser Erzählung gedacht wurde; auf der entgegengesetzten Seite breitete sich in vielen an einander grenzenden Dickungen die Waldung zu beträchtlicher Weite. Jenseits dieser wildreichen Dickungen war ein Theil der fürstlichen Jägerei in Galla-Uniformen zu Fuß und zu Roß versammelt, und hatte sich zum kunstgerechten Treiben bereits geordnet. Die Gemeinden von zwölf Dörfern der Nachbarschaft waren als Jagdleute zur Frohn aufgeboten, und harrten dem Beginn des bereits angelegten Treibjagens entgegen.

Ein alter, in Dianens Dienst ergrauter Forstmeister hielt zu Roß in der Mitte, und gab auf dem halben Mond das Signal zum Beginn des Treibens; sogleich antworteten zu beiden Seiten in verschiedenen Distanzen vier Waldhörner, und von den Endpunkten beider Flügel ließen die Flügelmeister ihre krummen Jagdhörner ertönen, daß es gar laut und anmuthig durch die Wälder klang und schallte. Auch die Flügelmeister waren beritten; vor den zwanzig — je dreißig Personen beiderlei Geschlechts starken Colonnen der Treiber aber schritt jedesmal ein gelernter Jäger zu Fuß einher, diese leiteten Gang und Bewegung der zahlreichen Mannschaft, hatten sorgsam Acht, daß das Treiben nicht abriß, und so ging in größter Ordnung und regelrecht die Jagd an. Hornsignale, halblaute Zurufe, bisweilen ein Fluch, wenn die allzustarke Dickung den gleichmäßigen Vorwärtsschritt hemmte, bisweilen ein Gelächter, wenn ein Treiber auf die Nase fiel, was nicht selten vorkam, das Knacken der dürren getretenen Aeste, das Rauschen der Büsche, der auf dem Waldboden dumpf und hohl dröhnende Schritt so vieler Gehen-

den, dies alles machte Geräusch genug, und doch nicht mehr, als gerade nothwendig, um alles Wild, was sich im Waldesdickicht geborgen glaubte, aufzumuthen und zu schnellster Flucht nach entgegengesetzter Richtung hinzutreiben. Das scheue Reh, die schlanke Hindin, der stolze Edelhirsch, der muntere Spießer, alle, so viel ihrer waren, enteilten, standen, blickten und äugten schüchtern und ängstlich umher, und zogen dann bald langsamer, bald mit raschen Sätzen der Gegend zu, wo der toddrohende Kordon der Schützen stand, in den Pavillon und die Schirme vertheilt. Manches Häslein sprang mit im Zuge, und duckte bisweilen mit auf den Nacken gedrückten Löffeln und lautem Herzklopfen unter schirmenden Büschen, bis immer näher der Lärm herantosete. Doch kam es auch vor, daß an schwierigen Stellen die Treiber nicht gleiche Linien hielten, daß sie auf kurze Zeit abrissen, sich klumpten, oder durcheinander liefen, so daß ein und das andre Stück Wild den glücklichen Moment ersah und rückgängig wurde, das heißt, auf die Treiblinie anprallte, durchbrach und für diesesmal der Schußlinie entging. Darauf

hörte man lautere Zurufe, das Geschrei: Tajo! Tajo! hörte auch wohl das Schallen einiger, lässigen und unaufmerksamen Treibern von den Jägern aufgezählten Prügel, die damals noch kein humanes Waidgesetz verpönte, und die wetternde Stimme des alten Forstmeisters, der Firmament und Elemente, Meteore und Weltplagen, civilisirte und wilde Völkerschaften, nebst Hölle und Teufel in ganzen Schocken und Schwadronen gruppirt, in seine waidmännischen Kernflüche mischte.

In brüchigen Moorstellen der tiefsten und dunkelsten Waldesdickichte, denen das Treiben nahte, machten sich fauchend und unmuthig grunzend aus ihren Fesseln auch schwerfällige Bachen mit ganzen Rudeln junger Frischlinge auf, die dem Trollgang der Mütter folgten, geschreckt vom Schall der Jagdfanfaren, deren kurzes, abgestoßenes und gellendes Rufen die Gehörorgane dieser Naturkinder auf das empfindlichste beleidigten, und ihre zarten Nerven durch und durch erschütterten.

Den Keilern, wie den Saumüttern behagte auf die Länge der beschleunigte Treibgang nicht im Min-

desten; sie begannen bereits böse zu werden, und die Entschlossensten machten schon Miene, indem sie ihre blanken und scharfen Gewaffen wetzten, die Treiber anzunehmen, als die Jagd sich der entblösten Bergebene und dem Schützenflügel näherte.

Im Pavillon war ein Theil des Hofes versammelt, theils, wie Fürstin Sophia und Fürst Friedrich, selbst Antheil am Schießen zu nehmen, theils um Zuschauer zu sein. Es fehlten von dem Personal, das sich im Gefolge der Herrschaft beim Fischzug eingefunden, nur Wenige; der Leibarzt und der Seelenarzt waren abwesend, und Schnäuzle und Mäusle wurden der Novemberluft nicht ausgesetzt, da diese Katarrh für die Lieblinge befürchten ließ. So fehlte auch deren Trägerin, Euphrasia, aber der muntre Päpperle mit seinem Führer und Reiter, dem Zwerge Pipi war mit heraufgekommen. Eben so wenig fehlte Herr Nehmrich, den der Zug des Herzens stets in die Nähe der hohen Herrschaften drängte, obwohl er bei der Jagd keine Funktionen hatte, und von der ganzen Jägerei als ein überall am unrechten Ort umher schnuppernder Näseler verlacht wurde.

Der Oberhofjägermeister, heute zumal ein Mann, der von seines Amtes Wichtigkeit im höchsten Grade durchdrungen war, wich nicht von der Seite seiner hohen Gebieterin, zwei adelige Jagdpagen warteten auf ihre und seine Winke. Sophia hatte noch Feuer genug in ihrem Blut, Freude am eigenhändigen Blutvergießen des Wildes zu finden, und fand selbst an einer Sauhetze noch Wohlgefallen, weshalb auch einige Koppeln Hetzhunde nicht fehlten.

Die Prinzen Ernst und Karl standen in Gesellschaft des Oberhofmeisters und einiger Jagdpagen in einem Schirm. Karl freute sich, als allmälig der Jagdlärm vernehmbar näher und näher schallte, wie sich eben ein Knabe freut, dem man vergönnt, ein Schießgewehr abzubrennen. Ernst war mit seinen träumerischen Gedanken, die gar nicht zum Gellen des Hifthorns, zur Fanfare des Flügelhorns paßten, im lauschigen Kabinet auf Sophienlust, darin er jüngst zu den Füßen Lili's seufzend und schmachtend, und doch stürmisch und leidenschaftlich um Liebe gebettelt, und Lili hatte sich weinend zu ihm niedergebeugt, und ihn emporgezogen und gesagt:

„Mein Prinz, stehen Sie auf, um Gottes Willen! Sie machen mein Unglück. Ich werde Ihre Neigung nie erwiedern, mein Prinz! O wir sind beide zu beklagen! Ich aber am meisten! Wir lieben beide, wo wir nicht lieben sollen, nicht lieben dürfen! beide hoffnungslos. Das trägt ein Mann leichter, wie ein Weib. Sein Herz kämpft und siegt, ihr Herz duldet und bricht.“

Darauf war Prinz Ernst aufgestanden und hatte erwiedert: „Bei der Seligkeit meiner Seele, geliebte Lili, die ich hoffen darf, da ich mir keiner Schuld bewußt bin, außer allgemeiner menschlicher Sündhaftigkeit und Schwäche — bei der Seligkeit meiner Seele, Lili, Du wirst dieses Herz beglücken, oder es brechen sehen, ehe ein Jahr vergeht!“

„O suchen Sie sich eine Andere, Bessere, Prinz!“ bat Lili zitternd, denn der Prinz hielt noch immer ihre Hände beide in seinen Händen, die diesem begegnet, als sie ihn aufhob — und sie wußte vor Schaam und Verwirrung nicht mehr, was sie sprach. „Du kennst entweder mich schlecht, oder die Liebe schlecht, süßes Herz!“ hatte nun wieder er gesagt.

Ach, sie kannte freilich die Liebe schlecht, erst seit Kurzem; sie war noch Neulingin, aber voll der tiefsten Empfindung, der heißesten Gluth, es kam die ganze Allgewalt der leidenschaftlichen Liebe in ihr zu einer durch angeborne Hoheit der Gesinnung veredelten, ja vergeistigten Erscheinung, deren sie sich nur noch nicht vollgültig bewußt war. Sie glühte für den fremden Prinzen, der ihr zuerst gehuldigt, der sie für die Prinzessin gehalten, um die zu werben er gekommen war, der, von ihr gefesselt, von ihr angezogen, seine Besuche an dem nachbarlichen Hofe fortsetzte, die man günstig für Lulu's Zukunft deutete. Auch er, Prinz August, hatte sie empfinden lassen, daß sein empfängliches Herz von ihrem unsäglichen Liebreiz entflammt sei, es war ein kurzer, aber ein götterseliger Moment gewesen, dieses Begegnen, Anblicken, stumme Verstehen, lautlose Ineinanderströmen wahlverwandter Seelen. O es gibt solche Momente, nur ein unbeglückter Thor wird sie läugnen, und nur das Mensch-Amphibium, das zwischen Land und Fluth kalt im Schlamme lebt, erlebt sie nicht, kennt sie nicht, und glaubt deshalb ein

Recht zu haben, sie zu verdammen. Was dem jungen Manne, nach dem ihr ganzes liebendes Sein stürmisch hinflammte, im Vergleich zu seinem Begleiter, dem Grafen, an Geist abging, das fühlte Lili nicht, weil ihr eigner Reichthum an diesem jenen Mangel vielfach decken konnte. Das Telescop ihrer Liebe, auf seinen Werth gerichtet, zerstreute alle Nebelflecken und ließ diese sich in glänzende Sonnen auflösen.

Der Angebetete war jung, frisch, mild und gütig, stattlich von Gestalt, edeln und unbefleckten Herzens, mehr wollte sie nicht von dem Manne ihrer Liebe. Und er war da, Prinz August, er stand mit seinem Freund und steten Begleiter, dem Grafen Eichwald, im nächsten Schirm am Pavillon, sein Auge flog herüber nach dem Kiosk über den Schützenständen, wo Lulu und Lili sich befanden, beide tiefinnerlich von Gefühlen bewegt, die so wenig zu dem Lärm und der Mordlust der Jagd paßten, wie ein nebelschwerer Herbstmorgen zum glorreichen Aufgang der Frühlingssonne. Die Frühlingssonne Liebe war aufgegangen in dem Herzen der fürstlichen und adeligen Jung-

frau, noch brannte ihr reines Flammengold ungetrübt, und strahlte auf beider Angesichter siderischen Abglanz zurück.

Lulu, das sonst heitre, lebensfrohe Fürstenkind erschien wie umgewandelt, so mild, so hingebend, weich, zärtlich; sie umfing Lili, und flüsterte, damit es die Frau Oberhofmeisterin und die Oberhofmarschallin und die Oberhofjägermeisterin und auch Maria von Perlen nicht höre, welche Damen sämmtlich nicht schossen, und deshalb auch nicht in den Schirmen und Schießständen vertheilt waren, sondern mit oben im Kiosk weilten — Lili in das Ohr: „O Liebe! Wären doch ich und Du jetzt zu Sophienlust, und allein, o allein! Diese Jagd ist mir ein Gräuel, mich dauert das Wild, mich dauern die armen Menschen, die nicht viel weniger als dieses, gehetzt werden; ich zittere, denke ich, wenn das abscheuliche Geknall losgeht. Ich ahne ein Unglück! Es sind Schützen da drunten, an deren Gewehrhandhabung ich nur mit Grausen denke.“

Lili flüsterte liebfreundliche und tröstende Worte der ihr so gütig und vertrauungsvoll gesinnten

Herrin zu. — Prinzeß Lulu dachte aber noch an viel Anderes, das sie Lili, zu der sie sich jetzt mit aller Macht mittheilungssehnsüchtiger Freundschaft hingezogen fühlte, diesesmal zu sagen Bedenken trug. Sie dachte an den schönsten Mann in diesem nahen Gedankenreich, an den Grafen Eichwald, an ihn, der Anfangs ihr sich so freundlich genähert hatte, und nun so schüchtern, so ehrfurchtsvoll sich fern hielt. Er hatte sie für erreichbar gehalten, für Lili, und den schnell Enttäuschten trübt nun Kummer um verfehltes Herzenssehnen der jugendfrischen Lebenstage.

Sein Prinz redete so eben zu ihm in französischer Sprache, damit die Büchsenspanner, die beide bedienten, nicht verständen, was er sagte: „Lieber Eichwald! Ich werde heute schlecht schießen, geben Sie Acht! Sehen Sie nicht, wie die Damen zu uns herunterblicken? Mir zittert die Hand. Eichwald, Sie stehen so stumm, so ernst, so sinnend. Was denken Sie? Ich beschwöre Sie, sein Sie offen gegen mich, Ihren wärmsten Freund, zwar jung noch an Jahren, aber

ich hoffe, fähig, Liebe und Freundschaft und unbegrenztes Vertrauen zu verdienen!“

„O mein gütiger Prinz,“ erwiederte mit einem unterdrückten Seufzer der Graf: „Als wir jüngst diesem Hofe zuerst uns nahten, und unscheinbar auf jener grünen Insel seitwärts standen, und nicht wußten, wie wir uns schicklich vorführen sollten, da geruhten Euer Durchlaucht zu sagen: Unsre Situation wird eigenthümlich! — Jetzt — dünkt mich, wird sie noch viel eigenthümlicher. Ein grausames Spiel des Zufalls täuschte gleich Anfangs Sie und mich, und höhnend schlug Cypris Sohn uns beiden Wunden, welche wir sorglich verbergen müssen! Werfen Sie einen Blick in die Zukunft, mein Prinz! Ich sehe einen Abgrund voll Schreckniß, voll Trug und Trugesstrafen. Ihre Annäherung berechtigt diesen Hof zur Erwartung einer Erklärung, die Sie ohne größte Indelicatesse nicht länger mehr verschieben, noch weniger ganz unterlassen dürfen, und möchten Sie sich denn durch deren Unterlassung den ferneren Zutritt hierher abschneiden?“

„O nein, Eichwald, nein, um keinen Preis! Hier-

her zieht mich mein Herz, meine Seele ist nicht in mir, wenn ich nicht hier bin!" rief leidenschaftlich Prinz August.

„So muß denn ein edles hohes Herz getäuscht, bitter getäuscht, belogen und betrogen werden!" sprach Eichwald mit dem Ausdruck tiefsten Seelenschmerzes, der den innigsten Antheil an Lulu's holder Persönlichkeit unverkennbar zeigte, und der Prinz sagte überrascht und betroffen, doch nicht zürnend: „Eichwald, Sie bedienen sich entsetzlicher Worte. Ich kann die Wahrheit hören, will sie stets hören, wenn ich regierender Herr sein werde, doch werde ich sie lieber in einem anständigen Gewande erblicken, als nackt, wie die Poeten sie malen."

„Ich bescheide mich, mein Prinz, zuzugestehen, daß die Nacktheit der Wahrheit Niemand lüstern nach ihr macht," sprach Eichwald mit Ruhe, und setzte, scheinbar leichtsinnig, aber mit tief empfundener Wehmuth hinzu: „Was ist's denn auch weiter? Täuschung ist Lebensloos der Frauen — wenn wir wollen, aller Menschen. Wer findet sie nicht auf

seinem Pilgerweg als verlockende Blume, als bethörende giftige Belladonnabeere?“

„Eichwald, Sie lieben die Prinzessin, um deren Hand ich werben will, werben muß, wie Sie sagen!“ sprach der Prinz mit Bestimmtheit, und Eichwald erblaßte. „Ja bei Gott, Sie haben Recht, und ich sage es noch einmal, unsere Situation wird eigenthümlich. Glauben Sie, ich hätte den Antheil nicht wahrgenommen, den die Prinzessin Ihnen schenkt? Vielleicht können wir offen zu Werke gehen, verstehen Sie mich recht, offen unter uns, nur die Welt, die nach dem Sprichwort stets betrogen sein will, betrügen wir.“

„Eine geniale Schwärmerei, Prinz, die nicht Stand hält,“ widerlegte Eichwald. „Haben Sie Acht, es öffnet sich ein Labyrinth ohne Ausweg.“ —

„Stellen wir der Führung des Himmels und des Gottes der Liebe anheim, was unser Loos sein wird,“ entgegnete Prinz August.

Den Fürsten Friedrich litt es nicht im für ihn bestimmten Schießstande des Pavillons neben der Schwägerin, er ging hinaus mit dem ihm zugeordneten Leibjäger und wollte sich in einem Jagdschirm

anstellen, fand aber die Schirme alle besetzt von Hofkammerherren, Hof- und Kammerjunkern.

Keiner machte Miene, ehrfurchtsvoll zurückzutreten und dem Fürsten den Platz einzuräumen. Dies reizte den ohnedies bitter Gestimmten, und er sprach endlich zum Oberforstmeister von Wangen, welcher, ein Mann von fünfzig Jahren, um die Hand Marie's von Perlen warb. „Ich wünschte diesen Schirm abgetreten zu erhalten, mein Lieber von Wangen!"

Der Angeredete, ein stolzer Cavalier, der das stete Bewußtsein in sich fühlte, Fürst Friedrich habe ihm, als Diener der regierenden Herrin, nichts zu gebieten und zu befehlen, erwiederte: „Euer Durchlaucht Platz und Schießstand ist drüben im herrschaftlichen Pavillon! Hier kann jetzt keine Aenderung vorgenommen werden! Wo sollte ich denn hin? Euer Durchlaucht Begehr ist gegen alle jagdgerechte Ordnung!"

Der Fürst, durch diese Widersetzlichkeit geärgert, und eilig, da das Getöse der Treibjagd jetzt immer lauter und annähernder zu hören war, auch schon einzelnes Wild auf der ringsum im weitem Kreis

mit Federlappen, Netzen und Tüchern umzogenen Hochebene sich zu zeigen begann, sprach fest und zornig: „Wo ich sein will, ist mein Platz! Heraus, Herr von Wangen, oder —“ „Was oder, Euer Durchlaucht?“ fragte der Oberforstmeister mit Gleichmuth: „Womit wollen Euer Durchlaucht mich zwingen, meine Stelle zu verlassen? Warum wollen Sie nicht Ihre Böcke im Fürstenstande schießen?“

„Ich werde den Hirschfänger ziehen, und ihn der widerspänstigen Canaille durch die Rippen rennen!“ brauste jetzt der Fürst in voller Wuth auf, entblöste auch wirklich die Waffe und wäre, auf's höchste gereizt, im Stande gewesen, seine Drohung wahr zu machen, hätte nicht der Bedrohte, den fürchterlichen Ernst seines Gegners sehend, schleunigst, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, mit seinem Jäger den Schirm geräumt. Das Halloh der Jagd tönte nahe, das unter einander auf den Lauf getriebene Wild kam in dichten Rudeln heraus auf die Blöße und passirte die Schützenlinie, die Jagdmusik erscholl und die Büchsen knallten. Auf den Rüstwagen drängten sich in dichten Reihen die Zuschauer aus

der Stadt, ein Edelhirsch nach dem andern sank, die Fürstin feuerte rasch und traf gut, auch Fürst Friedrich hielt sich wacker, sein Blut war in stürmischer Wallung, es machte ihm Freude, zu morden. Der fremde Prinz aber schoß schlecht, wie er vorher gesagt hatte. Schon war fast eine gehörige Zahl des edeln Rothwildes gefällt, und die beliebte Sauhatze hätte ihren Anfang nehmen können; die Sauen waren in eine besondere Kammer getrieben, und die Hatzhunde winselten ungeduldig, da fielen noch mehrere Schüsse, und der Graf Eichwald sank, von einer Kugel in den Schenkel getroffen in seinem Schirm neben dem Prinzen August zu Boden und sein Blut röthete bald das grüne Moos, womit der Schirm innen ausgelegt war.

Ein Schreckensausruf des Prinzen und das Geschrei seiner Bedienung lenkten bald genug die allgemeine Aufmerksamkeit nach jenem Schirm. „Ein Unglück! Ein Unglück!“ scholl es laut durch die Linien der Schützen, durch die Reihen der Jäger, der Zuschauer, der Treiber. Die Schüsse hörten auf, die Schützen liefen nach dem Schirm, die Damen auf dem Kiosk

kamen in unruhige Bewegung und blickten hinab. „Graf Eichwald ist erschossen!“ rief eine Schreckensstimme, und die Prinzessin Luise stieß einen Schreckensschrei aus, und fiel in eine tiefe Ohnmacht. — — Im Galopp ritt ein Jäger nach der Stadt, Wundärzte nach Sophienlust zu beordern. —

Es war ein bunter, unordentlicher und verstörter Zug, der sich auf wohlgebahnten Waldwegen von der Bergebene durch den herbstlichen Forst abwärts, und nach dem Thalschlößchen zu bewegte, während nach dem schleunigen Aufbruch und Weggang der Herrschaft die gemeine Jägerei und die Treiber auf der Blöße zurückblieben, indeß die höhere vorritt, jene theils ihres Geschäftes wartend, theils alle Anstalten zu einer Orgie treffend, die häufig im Geleit der großen und grausamen Jagden waren, welche die Humanität unserer Zeit nicht mehr, oder doch nur selten in die Gegenwart treten läßt. Die Nimmrodssucht ist edleren Neigungen gewichen. Die Stelle der abgehenden fürstlichen Hofmusik nahmen ganze Banden von Geigern, Pfeifern und Zinkenbläsern der zur Jagdfrohn entbotenen Dörfern ein, lodernde

Feuer entzündeten sich, Bratspieße kamen zum Vorschein, dort zerwirkte man Wild, bestimmt, an jenen gedreht zu werden, dort herzten wangengebräunte Jäger hochbusige Dirnen, die mit im Treiben gewesen, und von der Anstrengung nicht minder, wie von wilder Lebenslust glühten. Dorfjugend beider Geschlechter zankte, küßte, neckte und prügelte sich, Hunde bellten, heulten, rissen und bissen sich um Wildpret und Knochen, und laut über alle das wüste Treiben vernahm man die Stimme des alten Forstmeisters, welcher unzählbare Donnerwetter beschwur, in die verdorbene Jagd zu schlagen.

Auf einer Bahre von Baumzweigen, die von den Büchsenspannern getragen wurde, lag der Verwundete, und fühlte den grimmigen Schmerz, den die eingedrungene Kugel ihm verursachte. Neben ihm ritt Prinz August, voll Angst und Besorgniß auf ihn blickend. Langsam fuhr die Jagdkalesche hinterdrein, in welcher die Prinzen Ernst und Karl mit dem Oberhofmeister saßen. Dann folgten einige Sänften, deren erste, kostbare, mit Goldschnörkeln reich dekorirte, Fürstin Sophia inne hatte, welche fast den

ganzen Weg herab mit sich selbst sprach: „Eine schöne Komödie! Muß denn das Unglück gerade heute sein Spiel haben. Wer that diesen Unglücksschuß? Geschah er mit oder ohne Absicht? Von woher kam er? Das muß streng untersucht werden! Sollte Prinz Ernst — aus Eifersucht? — Der Knabe ist ganz toll in die Altenstein verliebt! Warte, Du thörichtes Kind, ich will Dich in einen Spiegel blicken lassen, daß Dir grauen soll vor einer Amour, welche nicht das Herkommen heiligt und die Etikette segnet. Und warum fiel Lulu in Ohnmacht, da sie doch deutlich hörte, daß nicht der Prinz, sondern nur der Graf geschossen sei? Lauter Räthsel, deren Lösung ich suchen will und muß. Oder hätte gar dieser Schuß meuchelmörderisch dem Prinzen August gegolten? Gerechter Himmel, wenn dem so war, und dieser blühende Erbe eines hoffend auf ihn blickenden Landes wäre hier, hier an meinem Hofe ein Raub gewaltsamen Todes geworden! Ha, schrecklicher Gedanke — entweiche! Ahne ich den Schützen? den Schwager! Ha! Ihn durchschaue ich längst, er, der dürre Hagestolz, er, die alte Erbsenscheuche, er, das Fastengerippe

liebt seine Nichte, meine holde, vollblühende Prinzessin Stieftochter, ich weiß es, ich, obgleich er sich einbildet, es denke, es ahne Niemand seine simple Schwäche. Freilich, er würde Dispens erhalten, der liebe impertinente, halbverrückte Schwager, die Tochter des Bruders heirathen zu dürfen, denn dazu ist der Dispens da, daß er ausnahmsweise Denen ertheilt wird, die der Himmel erschuf, Ausnahmen von der gewöhnlichen und alltäglichen Menschenrace zu sein, — er würde Dispens erhalten, wenn anders der Frühling geneigt wäre, sich mit dem Spätherbst zu kopuliren, wo Gott vor sei! Ach die Laune des Himmels straft mich merkwürdig mit meinen Schwägern.

In der folgenden Sänfte saß die Ehrendame Marie von Perlen. In einer leichten Jagdchaise folgten Prinzeß Lulu, welche Niemand zur Gesellschaft hatte, als ihre treue Lili; zur Bedienung hatte sich blos Pipi auf den Lakaiensitz geschwungen, und Päpperle saß ruhig mit im Wagen, und blickte mit seinen klugen Augen unverwandt, wie voll innigen Mitleids, auf die Prinzessin, die einem zauberschönen Marmorbilde glich.

Lulu's Herz klopfte unter dem enganschließenden Jagdkleid fast hörbar, und die ungestümen Wogen ihrer Schönheitfülle ließen die diamantne Agraffe des Busenschmucks unaufhörlich in zitternden Farbenstrahlen blitzen. Die rechte Hand preßte Lulu an das pochende Herz, die linke ruhte in Lili's Händen, welche von Zeit zu Zeit ein in Gold gefaßtes Flacon mit englischem Riechsalz der aus langer Ohnmacht Erwachten hülfreich darbot.

„Ist er todt? Nicht wahr, Lili, er ist todt?“ fragte tonlos die Prinzessin.

„O nicht doch, meine Gnädige! Er lebt, er ist nicht tödtlich verwundet!“ tröstete Lili.

„Er lebt, sagst Du?“ rief Lulu exaltirt, und es trat plötzlich wieder hohe Farbe auf die bleichen Wangen. „Da, da! das sei Dein! das sei mein Dank für Dein Wort, das mir das Leben wiedergibt!“ Damit riß sie aus ihrem Haar den blitzenden Halbmond von großen Brillanten, und schleuderte den kostbaren Schmuck auf Lili's Schooß. Diese wollte ablehnen, ein Strom von Thränen brach aus den himmelvollen Augen.

„Du behältst den Schmuck, ich will es! Warum weinst Du, Liebe? Jauchze! Jauchze doch mit mir: Er lebt! Er lebt! Gelobt sei Gott! Hosianna dem Erhalter!“ Die gewaltsame Aufregung aller geistigen und Seelenkräfte der Prinzessin war zu stark für die zarte Organisation ihres Körpers, sie sank in eine neue, wohlthätig betäubende Ohnmacht. Lili zitterte und weinte, ängstigte sich und betete; der Hund stieß leise wimmernde und winselnde Töne aus. —

Das übrige Gefolge hatte den unangenehmen Vorfall bereits halb und halb vergessen, es plauderte und lachte durcheinander, und freute sich der offenen Tafel entgegen, die im Residenzschlosse zu Ehren des heiligen Jägerpatrones Hubertus bereitet stand. Da nun vorauszusehen war, daß die regierende Fürstin mit ihren Kindern und dem Besuch keinen Antheil nehmen werde, so eröffnete sich die Aussicht auf um so größere Ausgelassenheit, und man folgte da, wo die Waldwege nach Sophienlust und nach der Residenz sich theilten, guten Muthes der Kalesche des Fürsten Friedrich, welche der letztern zugelenkt wurde. Hoch herab von der Bergebene hörte man das Jauch-

zen und Tosen der frohen Volksmenge, und die fürstliche Hofmusik blies auf einem großen Kammerwagen, der zuerst und nach der Residenz zu abgefahren war, lustige Jagdstücke.

Dagegen ertönte von der Abdachung des Berges nach Sophienlust hinab keine Fanfare; in einer bangen und beängstigenden Stille hielt sich der Zug, setzte durch seine plötzliche und überraschende Ankunft die wenige dort zurückgebliebene Dienerschaft in Schrecken und füllte bald das kleine Haus mit weit mehr Menschen, als es aufnehmen konnte.

Mit der angebornen Sicherheit ihres Wesens, und mit dem geringsten Aufwand von Worten gab Fürstin Sophia ihre Befehle, da der anordnende Ueberblick des Oberhofmarschalls fehlte. Es mußte mit der Benutzung des Raumes in dem kleinen Schlößchen haushälterisch verfahren werden. Die beiden Prinzen sollten mit ihrem Hofmeister nach der Residenz zurückkehren; ihr Zimmer, das zweite in der Reihe nach dem Garten heraus, sollte den Verwundeten und ein Bette für den Oberhofwundarzt aufnehmen, das anstoßende des Oberhofmeisters,

wenn der Hof auf dem Wittwensitze verweilte, sollte dem Prinzen August dienen, damit er dem befreundeten Gefährten nahe sei. Das erste der Zimmer wurde der Bedienung beider angewiesen, und das Kammerfräulein, Sidonie von Lichthausen, die es außerdem inne hatte, wurde beordert, ihr Lager mit Lili in dem lauschigen Kabinetchen der südöstlichen Ecke zu theilen, das an das Zimmer der Prinzeß Lulu anstieß, welche ihr Apartement behielt. Vor diesem, im Büfetzimmer des Gesellschaftsaales mit den Bildern der Jahreszeiten, sollte die Ehrendame von Perlen ihr Lager aufschlagen. Pipi theilte das seine mit Päpperle in einem Verschlag des Vorsaals, welcher vor die Thüre des Boudoirs der Herrin angebaut war, Schnäuzle und Mäusle aber durften auf den Sammt- und Seidenpolstern dieses Boudoirs selbst ihrem Schlummer und ihren süßen Träumen von Marzipan und Biscuit sich überlassen. Als alles angeordnet war, verschwand die Herrin in ihre Zimmer, und war für niemand als Sidonie zu sprechen, welche die Ehre hatte, sie zu entkleiden.

Mit Kurirschnelle kam der Oberhofwundarzt an,

fand den Kranken, von dem Prinz August nicht wich, nicht allzusehr ergriffen, nahm mit geschickter Hand die Kugel aus der Wunde, und richtete den Verband zweckmäßig ein. Er verbot mit Strenge jegliche Bewegung, sowohl des Körpers wie des Gemüthes, gab tröstliche Hoffnung, daß in einigen Wochen der Verwundete gehen, und in einigen Monaten auch die Rückreise werde antreten können, und goß so über die angstbewegten Wellen der Theilnahme in so manchem Herzen, die das kleine Thalschlößchen jetzt umfaßte, das milde Oel der Beruhigung.

Lulu weinte in schöner heiliger Stunde, in welcher ihr Herz in weichster und überwallendster Stimmung sich der so innig theilnehmenden Freundin aufschloß, helle Thränen der Rührung, der Freude, und es that ihrem Innern unaussprechlich wohl, daß nach der zersprengten Felsenrinde der Etikette der Zauberstab der Liebe die erleichternden Fluthen sich ergießen ließ. Abgelegt war mit dem beengenden Festkleid, mit dem kalten Stein- und Metallschmuck die äußere Glorie, die das Fürstenkind umfloß.

Lulu war jetzt, was Lili nicht minder war, eine schöne, unentweihte Jungfrau, mit einem unermeßlich reichen Herzen, und diese zwei Herzen tauschten sie gegenseitig aus als Liebespfänder, in einander überströmend alle Qual und alles Entzücken, das sie bewegte. Der unauflösliche Bund einer innig zärtlichen Mädchenfreundschaft ward hier in dem engen Raum des kleinen Zimmerchens beschworen, die lebenslänglich, ja die über Grab und Tod ausdauern sollte.

„Du mußt Du zu mir sagen, Lili, wenn wir zwei allein sind! Das ist meine erste Bitte an dich,“ flüsterte Lulu, indem sie schmeichlerisch ihre erglühenden Wangen an Lili's warmen Hals anschmiegte. „Ja du mußt, ich bitte dich darum, ich will es nicht anders!“

„O du mein süßer lieber Engel!“ flötete Lili und umfing die Freundin, und mischte ihre Thränen mit denen Luisens.

Und was diese beiden nun sprachen und kosten und flüsterten, es war alles geheimnißvoll und galt der Gegenwart und der Zukunft nicht minder, und

machte beide mitten im beengenden Weh der ersten, unaussprechlich froh und glücklich, denn es gewährte jeder der beiden Jungfrauen die süßeste Befriedigung, einen Busen zu wissen, in welchem Hoffnungen und Befürchtungen, Lust und Schmerz vertraulich und vertrauend niedergelegt werden konnten ohne Argwohn, ohne Befürchtung des Verrathes. Sie sagten einander nun alles, alles, was sie fühlten, empfanden, wünschten und hofften, und begriffen nicht, warum ihre gleichgestimmten Herzen nicht schon längst sich so gefunden, warum die überströmende Liebesfülle nicht früher zum Ausbruch gekommen, und endlich gestanden sie sich beide mit verschämtem Lächeln, daß eben die Liebe und nur die Liebe es sei, welche mit ihrer Siegerhand die Schranke des Standesunterschiedes und Herkommens in den Staub geworfen und sie vernichtet. Sie tauschten Wahrnehmungen aus, und so wurde auch beiden, einer durch die andere, völlig klar, welche mannigfache Gefahr ihre kaum erwachten und starken Neigungen bedrohe. Von Prinz Ernst's leidenschaftlicher Liebe war für Lili alles zu fürchten; von des Onkels

eigenthümlicher, stillglühender Neigung, die sich kaum noch anders, als aus Blicken, in denen aber die ganze Seele eines Mannes lag, den die Welt abstieß, und der die Welt, ihren Zwang und ihre Formen verachtete — ahnen ließ, die noch nicht einmal als vorhanden betrachtet werden konnte und dennoch schon Furcht erregte, drohte Lulu tiefer Schmerz.

Fürst Friedrich gab bei der Nachhausekunft dem Oberforstmeister, der ihn auf den Degen fordern ließ, wie es sich gebührte, Satisfaction, versöhnte ihn, und präsidirte an der Tafel des Hubertusschmauses im Hirschsaale des Residenzschlosses; er dachte an Sophienlust und an seine Nichte, und an den fremden Prinzen, ihren Bewerber; und Prinz Ernst saß ihm still und wortkarg zur Seite und dachte auch an Sophienlust, und an denselben Prinzen, dessen auf Lili's Reizen wohlgefällig verweilende Blicke ihm nicht entgangen waren, und der bejahrte Mann, wie der Jüngling, fühlten die Höllenflammen der Eifersucht in ihrem Innern wüthen.

Ein Gesellschaftsspiel.

Es war ein Monat vergangen, seit der Unglücksfall bei dem Prunkjagen im Walde von Sophienlust sich zutrug. Graf Eichwald war fast ganz hergestellt, Prinz August reiste ab und zu, und die Bewohner des Schlößchens kamen bisweilen wohl in die Residenz, die jedoch so wenig Freuden darbot, daß sie sich immer wieder hinaussehnten nach dem traulichen und gemüthvollen Wittwensitz im Thalwinkel.

Ein Expresser ritt täglich von und nach der Stadt, welcher die Regierungssachen, die Depeschen des Ministeriums, Berichte und wichtige Akten der Regentin zutrug; einsichtvolle Räthe leiteten die Geschäfte, und trugen redlich Sorge, daß jene Akten sich niemals überwältigend häuften. Es blieb

der Herrin Zeit, ihren Neigungen zu leben; fast jeden Tag wurden einige charchirte Damen und Herren zur fürstlichen Tafel geladen, und es wurden Spiele arrangirt, Schach-, Dame-, Toccategli-, Karten-, Geduldspiele, und die übrige Zeit mit Lesen, Geplauder, den Künsten Pipi's und den zärtlichen Schäkereien mit Päpperle, Schnäuzle und Mäusle ausgefüllt. Auch gearbeitet wurde, zumal in den Stunden vor Tische. Manche buntgestickte Stuhllehne, manches Sesselkissen ging unter kunstfertigen fürstlichen Fingern hervor, und bisweilen, wenn die jungen Prinzen zum Besuch zur Mutter kamen, erfüllte wohl auch das ungewöhnliche Geräusch eines lebhafteren Gesellschaftspiels den einzigen Saal des Hauses. Eichwald füllte die Stunden, die ihn müssig auf sein Zimmer beschränkten, mit Malen aus. Er portraitirte trefflich, und setzte sich in die höchste Gunst der Fürstin, als er an einem schönen Morgen ihr Mäusle und Schnäuzle, zum Bellen ähnlich, entgegentrug. An einem trüben Decembertage traf es sich, daß Prinz August wieder gekommen war, und zwar in der Absicht, seinen Freund

und Geleiter nach wenigen Tagen zu der Rückreise in die Heimath abzuholen. Prinz Ernst war zum Besuche ebenfalls bei der Mutter, seinen jüngern Bruder hielt eine leichte Unpäßlichkeit im Residenzschlosse in der Stadt zurück. Von Hofcavaliers und Residenzdamen war Niemand anwesend.

Der kleine Kreis, welcher sich in dem schönen Zimmer der Herrin am Theetisch vereinigt fand, konnte nicht erlesener sein. Er bestand aus Frau Sophia, Lulu, Ernst, August, Eichwald, Lili, Marie von Perlen, und dem heitern und sittigen Kammerfräulein von Lichthausen, welcher das Amt der Hebe zu verwalten oblag. Draußen meldete sich ein rauher Gast, der Winter an; in großen feuchten Flocken rasch und in schräger Richtung vom Winde niedergetrieben, überzog Schnee das Gefild, ohne es doch lange bedecken zu können. Die entlaubten Bäume der Allee brausten unheimlich hohl, die Ferne war überschleiert, und ein Blick in den Kaminspiegel ließ nicht wie sonst im freundlich grünen Rahmen zitternden Laubes das idyllisch gelegene Kirchdorf erblicken, sondern eine öde weiße Fläche, den wallenden Ge-

spensterschleier des Schnees, das abfallende Leichentuch, welches das erstorbene Land überbreitete. Unter dem Spiegel aber im Kamin, dessen Marmorsimse Gebilde einer Zone in Gruppen und Einzelfiguren zierten, die den Schnee nicht kennt, loderte ein helles Feuer, von den Händen des Kammerzwergs genährt, und verbreitete Wärme in dem Zimmer, das ganz von der wohlthuenden Behaglichkeit erfüllt war, die man vor hundert Jahren nicht minder zu schätzen und zu pflegen verstand, wie in unserem, mächtig der Erreichung des höchsten Comforts zustrebenden Zeitalter.

Alle Spieltische waren bei Seite geschoben; der Kreis um den Tisch, dem die Fürstin im Lehnsessel präsidirte, Schnäuzle und Mäusle, wie gewohnt, auf dem Schooße, Päpperle zu ihren Füßen auf dem Teppich ruhend — hatte sich nach Willkühr und Neigung gereiht, ohne daß eine Nebenabsicht dabei vorzuwalten schien. Graf Eichwald saß zur Rechten der Fürstin, neben ihm Lulu, an deren rechten Seite August's Sessel stand. Neben diesem folgte Lili, Ernst an ihrer Seite und zwischen diesen und der

linken Hand Sophia's füllte Maria den noch übrigen Stuhl des Kreises aus.

„Spielen wir Reihenfragen!“ hatte Fürstin Sophia gesagt, welche heute bei guter Laune war, und das Spielstäbchen ergriffen.

„Wer den Stab hat, wirft die Frage auf, die Nächstsitzenden antworten nach der Reihe, wer stumm bleibt, oder falsche Antwort gibt, legt ein Pfand ein. Also — ich frage: Welche Jahreszeit verdient den Vorzug, Herbst oder Frühling?“

Da die Frage an Eichwald gerichtet wurde, so antwortete dieser: „Ich gebe dem Frühling unbedenklich den Vorzug, er ist die Zeit der Hoffnung, während der Herbst uns den Winter fürchten läßt, er bringt der Erde den Schmuck, welchen der Herbst raubt.“

„Ich aber preise den Herbst,“ nahm Lulu das Wort, „er bringt zur Erfüllung, was der Lenz nur als Verheißung gibt, er bringt mannigfaltigere Freuden, und uns brachte er besonders die verehrten, vielwerthen Gäste!“

Prinz August und Eichwald neigten sich verbindlich, Sophia aber sprach, mit dem Finger drohend: „Wer vom Allgemeinen abschweift, und zu Besonderm übergeht, zahlt auch ein Pfand.“

Der Prinz nahm das Wort: „Ich muß mich ebenfalls für den Frühling entscheiden. Er ist ein Zauberer, der das todte Leben der Natur auferstehen heißt, ein Maler, der mit lebendiger Farbenfrische die Gefilde schmückt, ein Arzt, der mit heilkräftigen Kräutern den Kranken Genesung beut.“

„Ich stimme meiner gnädigsten Prinzessin bei,“ sprach jetzt Lili. „Der Herbst ist nicht minder ein Zauberer, wie der Frühling, er beut uns die Frucht der Erkenntniß, daß alles Irdische vergänglich ist, und verwandelt die frische Farbe sommerlichen Grüns in ein fahles Gelb; dabei ist er ein geschickterer Maler, wie der Frühling, denn er weiß viel bunter und mannigfaltiger die Fluren zu schmücken, bis sie gänzlich des Schmucks entkleidet sind, und endlich ist er auch nicht minder ein Arzt, denn er bringt gar vielen Kranken statt der irdischen Genesung die himmlische.“

„Gut, Altenstein!“ lobte die Fürstin, „aber fast zu sentimental für uns. Wir wollen heiter sein! was sagt uns Ernst?“

„Auch ich erachte den Herbst schätzenswerther,“ entgegnete dieser verständlich. „Er ist als Zeit der Reife, gleichsam das männliche Alter des Jahres; er tritt voll Sicherheit einher, die Gewitterstürme der heißen Gluthtage liegen hinter ihm, und er theilt mit Vollbewußtsein seine Gabenfülle an die Menschheit aus, wie ein wohlthätiger Fürst, der sein Volk liebt und von ihm wiedergeliebt wird.“

„Bravo, mein lieber Sohn!“ nickte Sophia Beifall. „Es ist ein gutes Zeichen, wenn die aufblühende Jugend in ihrem Frühling des Herbstes denkt, und dessen, was man von ihm fordert und erwartet.

Nun meine gute Marie, was sagen Sie?“

„Mir ist fast alles vor dem Munde hinweggenommen,“ sprach mit einiger Verlegenheit die Ehrendame; „doch wage ich, mich meines bescheidnen Theils für den Frühling zu erklären, weil der Frühling edlere Gefühle und Leidenschaften im Menschen erweckt und anregt, als der Herbst. Dieser beut ma-

teriellen Genuß, jener geistigen, dieser sättigt mit Obst, mit Wein, mit Fischen, mit Wild, jener labt mit Sonnenschein, mit Blumenduft, mit Morgenröthen, mit Nachtigallenliedern.“

„Wohlgesprochen für ein jungfräuliches Herz!“ ließ Sophia sich vernehmen; „nun wäre an mir die Reihe, mein Urtheil abzugeben, allein preise ich den Frühling, so möchte es scheinen, als sehne ich mich zurück aus meinem Lebensherbst nach den Thorheiten der Jugend; gestehe ich aber dem Herbst den Preis zu, so könntet Ihr mir vorwerfen, mein kühleres Blut habe keine Empfänglichkeit mehr für die Reize des Lenzes, ich gestehe daher ein, nichts zum bevorzugenden Preise der einen oder der andern Jahreszeit hinzufügen zu können, und lege diesen Ring als Pfand ein. Hören wir aber, bevor ich den Stab weiter, dem Herrn Nachbar, gebe, was unser Pipi lieber hat. Höre, großer Mann! Was zieht Deine Hoheit vor, Herbst oder Frühling?“

Der Zwerg zog seine dicken Lippenwülste in eine anmuthige Breite, und indem er so holdselig zähnefletschend lächelte, als ihm nur immer möglich war,

verneigte er sich tief, salutirte mit der Kaminzange, und antwortete: „Ihro Durchlaucht halten zu Gnaden, mir ist der Herbst hundertmal lieber, als der Frühling!“

„Und warum, Pipi?“ fragte Sophia gnädig.

„Weil im Frühling Schmalhans Küchenmeister ist; der Frühling ist ein Gärtner, der Herbst aber ist ein hoher Koch, ein Küchen-, Keller- und Speisemeister; was habe ich von den Blümelein, von dem grünen Laub und Blättlein, vom Gesang der Nachtigallen und Frösche? Ich lobe mir Aepfel, Rüben“ —

„Es ist gut, Steckrücke! Der Herbst bleibt durch Deine Stimmenmehrheit für diesesmal Sieger! Jetzt, Graf Eichwald, thun Sie eine neue Frage!“ sprach lachend die Fürstin, indem sie dem Angesprochenen das Stäbchen reichte.

Eichwald besann sich nicht lange; er fragte: „Was möchte wohl mehr anreizen, gegen eine schöne Jungfrau von Liebe entflammt zu werden, sie weinen zu sehen oder sie singen zu hören?“

„Diese Frage ist zwar überraschend, aber doch

nicht neu, Herr Graf!“ sprach die Fürstin, „indeß wollen wir ihr Erörtern gelten lassen. Antworten Sie nun zuerst, Liebe von Perlen!“

„Hier sollten blos die Herren Urtheil sprechen,“ entgegnete Marie, „doch halte ich dafür, daß eine wohltönende Stimme mehr zur Liebe reizen möchte, als eine durch Weinen gebrochene und schluchzende.“

„Und ich bin der Meinung,“ nahm Ernst das Wort: „daß alles darauf ankomme, von welcher Art und Ursache Gesang oder Weinen sei. Ich gebe den Vorzug der rührenden Schönheit, sie rühre durch Gesang oder durch Thränen, und gestehe dabei, daß letztere mich wohl zum Mitleid, aber nicht zur Liebe bewegen würden, während jener allerdings heiße Liebe anfachen kann.“ — Lili sang ausgezeichnet. „Seht nur, wie klug der wackere Sohn spricht!“ lispelte Sophia halb ironisch, während sie im Innern sich selbst sagte, wie nöthig es sei, dem Gefühl, das den Prinzen an Lili's Seite mit unwiderstehlicher Magie gezogen hatte, möglichst bald Schranken zu setzen.

Die Reihe zu reden, war an dem Fräulein von Altenstein. Sie nahm schüchtern und erröthend das Wort: „In der That, Fräulein von Perlen hat mit Wahrheit die Bemerkung gemacht, daß unser Urtheil hier nicht entscheiden kann. Keine von uns hat wohl je daran gedacht, daß diese Frage uns einst zur Beantwortung vorliegen werde. Warum, wenn es sich um Einflößung von Liebe handelt, just diese seltsamen Gegensätze, Singen oder Weinen? Warum nicht auch Lachen oder Schlafen? Doch ich darf nicht abschweifen, muß Antwort geben, wenn ich kein Pfand geben will, und glaube, daß, wenn eines von beiden überhaupt im Stande ist, Liebe zu erregen, Thränen vor der singenden Stimme wohl den Vorzug und Sieg behalten werden. Wenn uns Jemand singend um eine Gabe anfleht, und ein Anderer mit Thränen, Wem werden wir die Gabe reichen, wenn wir nur eine Gabe zu reichen haben? Dem Weinenden. Das thränenvolle Auge ist ein wehmuthgetrübter Seelenspiegel, aus dem Auge spricht Natur, aus dem Auge dringt der Blick in das Herz; Gesang ist Kunst, und der Fühlende wird die anmuthig Sin=

gende bewundern, die durch Thränen ihn Anblickende lieben.“ Lili blickte den Prinzen durch Thränen an, und sein Herz erbebte vor Wonne.

„Ich muß ebenfalls beistimmen,“ nahm, als Lili schwieg, während ihre wunderschönen Augen schon selbst im Himmelsthau des Gefühls schwammen, Prinz August das Wort: „Das Weinen ist Sprache des Gemüthes, und was wäre höher zu schätzen an einer Jungfrau neben ihrem fleckenlosen Ruf und untadeligen Wandel, als das Gemüth? Nur sollte die Frage sich entschiedener ausgedrückt haben, was für Singen und was für Weinen gemeint sei? Die andächtig zum Preise Gottes singende, die unser Ohr in einem Konzert erfreuende, ja die ein muntres Scherzlied vortragende Stimme kann uns rühren, erheben, entzücken und fesseln, nicht minder wie die Thränen des wahren Schmerzes, der Rührung, des Erbarmens, dies vermögen; allein wir werden die, deren Stimme nicht wohlklingend ist, oder deren Mund unwürdige Lieder singt, ob ihres Gesanges nicht lieben, so wenig wie die, welche Thränen gemeinen Zornes, häßlicher Bosheit weinet. Mir, um

mein Urtheil in einem Worte abzugeben, gilt die Thräne mehr, als die gesungene Note.“

Da nun die Rede an Lulu war, wollte sie dem Urtheil des Prinzen so wenig beistimmen, wie er vorhin dem ihrigen beigestimmt, denn sie fürchtete, ihre Mutter, von der sie sich sehr scharf beobachtet sah, möchte dies übel deuten, und auf ein bereits allzugroßes und allzuinniges Seeleneinverständniß schließen, wie ein solches von jener in der That gehofft wurde, doch nicht stattfand. Um demnach keine Sympathie für August an den Tag zu legen, sprach sie: „Ich gebe der Stimme des Gesanges die meine. Gesang verschönt, verklärt ein Antlitz, Weinen entstellt, und ein entstelltes Gesicht flößt nicht Liebe ein. Beim Gesang üben Blicke ihren Zauber“ — Lulu sah Lili schalkhaft an — „beim Weinen aber umhüllt diesen Zauber der niedergesenkte Vorhang des Augenblicks. Thränen röthen die Augen, während Gesang dieselben heller strahlen läßt.“

Jetzt sprach Eichwald, der, weniger diplomatisch bedenklich, nichts eiligeres zu thun hatte, als der Meinung der Dame beizupflichten, die sein Herz in

ihren Händen hatte. „Im Gesang ist Seele, Gefühl, Empfindung! Auch ich gebe dem Gesang den Vorzug, und erinnere dabei die hochverehrte Gesellschaft an die alte heidnische Fabel von den Sirenen; sie lockten durch Gesang zur Liebe.“

„Diesesmal wird der Gesang obsiegen!“ nahm die Fürstin das Wort, „denn auch ich muß ihm das Wort reden. Aber statt mich auf gottlose Heidenfabeln zu beziehen, wie der geehrte Herr Graf mit seinem Beispiel von zu schlimmer Liebe und wahnbethörter Leidenschaft lockenden Sirenen, führe ich die Schrift für mich an, welche uns die himmlische Seligkeit im Anhören ewiger Lobgesänge der Engelchöre verheißt, die Gottlosen aber am Ort der Strafe zu unaufhörlichem Heulen und Geschrei verdammt.“

Fürstin Sophia, welche zwar eine geistreiche, aber dabei doch bigotte und abergläubische Frau war, that sich innerlich viel zu Gute auf dieses, die Spielgesellschaft einigermaßen überraschende, dogmatische Argument, welches für diesesmal die Reihe der Antworten schloß.

Prinzessin Luise empfing den Stab, und Eich-

walds Hand berührte dabei die ihre. Ein Wonnezittern durchschauerte bei dieser Berührung beide. Lulu warf die Frage auf: „Welches Gefühl und Bewußtsein ist seliger: zu lieben, oder geliebt zu werden?“

„Hierauf soll Prinz August zuerst antworten!“ gebot die Vorsitzende, und der Prinz erröthete, und nahm das Wort: „Ich halte mich überzeugt, daß diese Frage meiner hohen und verehrten Prinzessin Nachbarin von diesem ganzen edeln Kreise übereinstimmend beantwortet werden wird. Das Bewußtsein geliebt zu werden, macht uns immer glücklich, macht uns selig, während die Liebe, die wir gegen andere empfinden, wohl auch beglückt, doch nicht in so hohem Grade, und gar oft uns bittere Schmerzen verursacht.“

Lili erglühte ebenfalls, und ihre strahlenden Blicke streiften auf den Prinzen, begegneten dem seelenvollen Lächeln der Prinzessin, und bebten zurück, als sie in Sophia’s starrem Blick kalte Strenge, in Ernst’s heftig auf sie gerichteten rollenden Augen verhaltene Leidenschaft wahrnahmen. Sie fand innere

Gründe, dem Geliebten, dem ihr Herz vollkommen beistimmte, laut zu widersprechen.

„Ich behaupte das Gegentheil von dem, was Prinz August sagte!“ sprach Lili. „Das Gefühl, zu lieben, ist, oder soll doch sein, ein wohlthuendes, unser Herz sanft durchdringendes und erwärmendes. Liebe veredelt alle Gefühle, läutert sie, macht fromm und gut; wie martervoll kann dagegen das Bewußtsein werden, sich geliebt zu wissen, ohne diese Liebe erwiedern zu können, sie abweisen, und dadurch dem Liebenden Schmerz verursachen zu müssen!“

„Meine Lili spricht eben so gut, als verständig!“ sprach mit einem sehr gnädigen Blick die Fürstin, während Ernst's Blicke, anscheinend in Zerstreuung, auf den Pagodenreihen des Kaminsimses irrten. Er fühlte schmerzlich die Wunde, der arme, in heißer Liebe sich aufreibende Ungeliebte, die Lili's Worte ihm schlugen, und jetzt — jetzt sollte er selbst sprechen, die Reihe traf ihn. Mühsam rang er nach Fassung.

„Die Schwester hätte ihre Frage so stellen sollen,“ nahm er gepreßt das Wort: „welches Gefühl ist unseliger, zu lieben oder geliebt zu werden? denn

wahrlich, wenn eine Liebe unerwiedert bleibt, wie sollte da das Gefühl, zu lieben, ein seliges sein? Doch, da ich mich einmal an die Frage halten muß, so will ich lieber lieben, selbst ohne Dank, als geliebt sein, ohne erwiedern zu können. Das erstere ist das süßere Leid, das zweite schmerzlich bitter — für beide Theile."

Marie von Perlen, welche nun die Reihe zu sprechen traf, war bereits die erklärte Braut des Oberforstmeisters von Wangen, daher erwog sie nicht die Schwere der Antwort, sondern erklärte unumwunden das Bewußtsein, geliebt zu werden, für das beglückendere, worauf Sophia, die sich gern als weisheitvolle und religiöse Frau betrachtet sah, mit großem Ernst das Wort nahm: „Das Herz der heutigen Jugend hängt am Irdischen, denkt nur an Irdisches. Es gibt aber eine höhere Liebe, das ist die Liebe zu Gott, unserm Schöpfer und Vater. Wir wissen, daß wir von ihm geliebt werden, doch soll dieses Bewußtsein nur zur Demuth, zu Gott gefälligem Wandel leiten; wir aber sollen Gott lieben,

und in dieser Liebe finden wir, wenn wir sie üben, die höchste Seligkeit.“

Es galt in den Geselligkeitskreisen jener Zeit, in welcher die Spielenden lebten, noch nicht für Beschränkung, sich von religiösen Gefühlen erfüllt zu zeigen, und die Besprechung der höchsten Angelegenheiten des Menschenlebens war nicht aus heitern Cirkeln verbannt. Zwar brach sich von Frankreich aus schon mehr und mehr eine skeptische Philosophie Bahn, und faßte zuerst Fuß in den Kreisen der Höfe, wo die enge Befremdung mit der Sprache Frankreichs ihr zunächst die Wege bahnte, aber die fromme, innige, ächt deutsche Gemüthsrichtung so vieler hochgestellter Individuen, die an ihren Jugendeindrücken fest hingen, stellte den Lehren verderblicher Neuerung immer noch einen Damm entgegen.

Mochte das Spiel für Sophia's ernstgewordene Stimmung ermüdend werden, oder mochte sie fürchten, daß die erotische Gemüthsrichtung der jungen Anwesenden immer mehr das ewige Thema Liebe in Fragen und Antworten variiren werde, oder mochte sie Lulu's und Eichwald's Antworten ungern

hören, — sie sah nach der kleinen Damenuhr, deren Rückseite statt der Goldplatte von Heliotrop war, und sprach: „Die Zeit hat Flügel, meine Lieben! Unterbrechen wir das Spiel für diesesmal. Da außer dem meinen kein Pfand gegeben wurde, was die Gewandtheit der Spielenden beurkundet, so liegt mir nun ob, dieses Pfand zu lösen. Wer will mir die Strafe diktiren? Sie, Prinz August?“ —

„Es wäre vermessen!“ entgegnete dieser, indem er aufstand und sich verneigte. „Gewiß ist dieser ganze Cirkel mit mir darin einverstanden, es in Ihro Durchlaucht hohes Belieben zu stellen, wie und womit Höchstdieselben Ihro unterthänigst Mitspielenden durch Lösung des kostbaren Pfandes ein Gnadenzeichen geben wollen!“

„Wohlan denn!“ sprach die Fürstin, „ich will eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die für mich zwar schmerzlich ist, für Viele aber lehrreich sein wird. Da wir in unserem Spiel so viel von der Liebe gesprochen haben, so soll auch Liebe der Inhalt meiner Erzählung sein. Sie sei solchen Personen, die in gleiche Fehltritte verfallen möchten, ein Spiegel der

Warnung, sei eine ernste Lehre, sich nicht von dem Wege zu entfernen, den Herkommen, Sitte, Tugend und Klugheit geebnet haben, und gut heißen.“ —

Alle horchten gespannt auf die Rede der ernsten Frau. Sidonie füllte von neuem die kleinen japanischen Tassen mit China's aromatischem Tranke; Pipi nährte die Gluth des Kamins, an welchem Päpperle sich behaglich auf seinem Teppich dehnte. Schnäuzle und Mäusle schnarchten anmuthig, ganz eingesunken in ihrer zärtlichen Herrin Schooß. Draussen stürmten Wind und Schneegestöber noch fort.

Die Liebesgeschichte.

„Prinz Albert," — so begann die Fürstin Sophia ihre Erzählung, „war mit allen Gaben des Körpers, wie des Geistes ausgestattet, welche ihn in Gesellschaft liebenswürdig erscheinen ließen. Jung, lebhaft, feurig, dabei von einnehmendem Wesen, in allen schönen Wissenschaften und Künsten bewandert, der beste Tänzer, der kunstgerechteste Reiter, fertig in fremden Sprachen, beredsam und dabei doch bescheiden und gegen das schöne Geschlecht galant, war er die Freude des Hofes, der Stolz seiner Aeltern, Geschwister und Anverwandten. Er mochte regierender Herr werden oder nicht, so hatte er doch so viele Kenntnisse gesammelt, um seine Tage nicht thatlos zu verträumen, wie wir so manchen Fürstensohn sie

verträumen sehen, dem der Beschluß des Himmels das Leid zu tragen auferlegt, apanagirt zu sein. Er bildete sich durch große Reisen in ferne Länder, er nahm Kriegsdienste und zeichnete sich als Soldat aus und würde eine Zierde des Staates, vielleicht der gebildetste Mann desselben gewesen und geblieben sein, wenn nicht eine unwürdige Leidenschaft ihn verblendet, ihn in die mannigfaltigsten Fatalitäten verwickelt, und solche Zerwürfnisse mit seinen Verwandten herbeigeführt hätte, daß er sich, auf seinem eisenhaften Kopf, seinem felsenhaften Sinn beharrend, selbst aus seiner Heimath und aus den Kreisen, in welche Geburt und Rang ihn stellten, gebannt hat. Der Prinz hatte eine Schwester von hoher Schönheit, untadeligen Sitten, eine Schwester, die er innig liebte. Dieser Schwester diente eine Person als Kammermagd, welche von der Natur ebenfalls mit den äußerlichen Gaben der Schönheit bedacht und ausgestattet war; ja sie war schön, und — wie die Leute sagten, auch tugendhaft und züchtig in hohem Grade. Das Unglück wollte, daß der Prinz in seinen zärtlichen Neigungen so weit herabstieg, sein Herz

an Philine zu verlieren. Lange soll sie seinen Lockungen und Werbungen widerstanden haben, einsehend, wie gefährlich für ihr Glück und für die Ruhe ihres ganzen Lebens die Neigung des Prinzen sei, und soll unerbittlich gegen seine Wünsche geblieben sein. Ob sie es aus Schlauheit that, Albert nur um so heftiger zu entzünden und anzureizen, oder aus angeborener weiblicher Würde, wenn wir diese auf einer solchen Stufe der Gesellschaft suchen und muthmaßen dürfen, will ich unentschieden lassen."

„Etwas Ominöses kann ich dabei nicht unerwähnt lassen. Als noch kein Mensch davon eine Ahnung hatte, daß der Prinz sich einer tadelnswerthen Verirrung ganz und gar hingeben würde, und Philine selbst wohl noch nicht an seinen trotzigen Ernst glaubte, mit dem er später alle Schranken zerbrach, trug sich zu, daß in einer Neujahrsnacht die erlauchte Fürstin Mutter im Kreise ihres Frauenzimmers saß, und gegen ihre sonstige Gewohnheit einen Scherz gut hieß. Die Fürstin war eine strenge und heftige Dame, von derselben Heftigkeit, und nicht minder

von derselben Entschiedenheit und Festigkeit des Charakters, wie ihr Sohn später genugsam an den Tag legte. Als nun eine Hofdame die Proposition gemacht, in der letzten Stunde des scheidenden Jahres durch ein magisches, und daher gottloses und hochverwerfliches Mittel, Glück oder Unglück des kommenden Jahres zu erforschen, ließ die Fürstin aus Curiosität diesen heidnischen Aberglauben zu.“

„Es wurde eine Schüssel voll Wasser auf den Tisch gestellt, und in dieses Wasser blickten nun, so will es die Rockenphilosophie, die anwesenden Damen in der Mitternachtstunde, und jede mußte sagen, was sie sähe. Da erblickten zwei der Prinzessinnen seltsamerweise ein Kloster, welches billig in Verwunderung setzte, denn es war gar nicht denkbar, daß eine von ihnen, und vollends gar beide, als protestantische Prinzessinnen das Schicksal ein klösterliches Leben verhieße, es wäre denn, daß sie zu der Konfession überträten, welche das Klosterleben sanktionirt. Daß aber von Prinzessinnen ein solcher Uebertritt nicht zu fürchten war, dafür zeigte der Umstand, daß um die eine, Aeltere, der Kaiser selbst geworben

hatte — man denke, welche unaussprechliche Ehre, welches grenzenlose, höchste Glück, und dennoch war er abschläglich beschieden worden, weil die Prinzessin es nicht über sich gewinnen konnte, ihren Glauben zu wechseln, wie ein Kleid, was ihr zur höchsten Ehre gereichte."

„Als nun zuletzt das große Vertrauen und die gar nicht zu billigende Herablassung der hohen Herrschaften auch dem besagten Kammermensch gestattete, in das Wasserbecken zu blicken, und zu sagen, was es sähe, vermuthlich um an einer hervorgebrachten Blödigkeit oder stupiden Aeußerung ein unschuldiges Amüsement zu haben, so wollte diese Philine durchaus nicht mit der Sprache herausfahren, sondern machte allerlei Excüsen und Ausflüchte, um nicht antworten zu müssen. Da man aber in sie drang, nur zu sagen, was sie sähe, und ihr verhieß, dieses ungnädig vermerken zu wollen, es möge sein, was es immer sei, da faßte sie sich ein Herz und sprach: „Ich habe gesehen den Prinzen Albert mich als Braut zur Kirche führen."

„Alles lachte, aber die alte Fürstin sagte, mit

Recht pikirt und ungehalten über diese vorlaute und unüberlegte Rede des niedern Mädchens: „Dieser Bissen wird Dir, so Gott will, nicht im Halse kratzen!“

„Allein, was geschahe? Im Laufe des neuangetretenen Jahres empfahl des Kaisers Majestät, die von der ältern Prinzessin einen Korb empfangen, aus großer Inclination und großem Aestim ihrer Person, weil dieselbe für ihren großmächtigsten und allerdurchlauchtigsten Bewerber soviel Regard gehabt, daß sie sich einigen andern Fürsten, welche nachher um ihre Hand angehalten, beharrlich versagt, und so für immer auf das Glück des Ehestandes und der Prosperität verzichtet — diese wunderschöne und tugendhafte Prinzessin zur Aebtissin eines reich dotirten protestantischen Stiftes, in welchem sie bald darauf feierlichst inthronisirt wurde, und alsdann ihrer Schwester in derselben Abtei das Kanonikat verschaffte. Sonach war ein Theil des Sortilegiums der verhängnißvollen Neujahrsnacht eingetroffen, und es stand mit aller Wahrscheinlichkeit zu hoffen — nein — zu fürchten, daß ein anderes, weit übleres Ge-

sicht jener Hydromantie am Ende auch eintreffen werde.“

„Zum Unglück trat jene Philine nach dem Wegzug der Prinzessinnen in den Dienst der Fürstin, und die verbotene Liebschaft entspann sich, vielleicht genährt durch jene Handlung des blinden Aberglaubens, insgeheim immer mehr, und leider wollte das Unglück, daß die Prinzessin und nachherige Aebtissin das Gefährliche der Leidenschaft ihres Bruders nicht genug eingesehen hatte, und daß sie manchen Ausbruch derselben, den sie vielleicht hätte hemmen können, wenn auch nicht gut hieß, doch hatte geschehen lassen.“

„Dennoch aber, dies muß immer zum Ruhme jener Person derselben nachgesagt werden, erhörte sie die Wünsche des Prinzen nicht ganz nach seinen Hoffnungen, sondern wußte ihn stets in einer gewissen scheuen Entfernung zu halten, was bei seiner überspannten und schwärmerischen Gemüthsart deshalb nicht allzuschwer halten mochte, weil sein Herz und seine unbesonnene Liebe der bürgerlichen Kreatur den höchsten Rang in Gedanken beilegte, und in ihr

eine, über alle irdischen Potentatinnen hoch erhabene Göttin und Bewohnerin des Olymps erblickte."

„Gleichwohl ließ er nichts unversucht, Philinens Gunst endlich zu erwerben, und sparte keine der Thorheiten, welche verliebter Wahnsinn zu Mitteln und Wegen erkennt, endlich zu reüssiren. Als sich nun Philine kaum vor ihm und seiner zärtlichen und stürmischen Zudringlichkeit zu helfen und zu retten wußte, die Sache immer offenkundiger und ein Skandal des Hofes wurde, auch die Fürstin Mutter, wiewohl zu allerletzt — Wind davon bekam — so hielt die Schlauheit der Person für wohlgethan, scheinbar bei der Mutter selbst Schutz zu suchen gegen die leidenschaftliche Neigung des Sohnes. Es war ihr dabei freilich nicht entgangen, daß schon eine Zeitlang die Fürstin mit dem Auge des Verdachtes nach ihr blickte, und sie mußte befürchten, weggeschickt zu werden, so wie dieser Verdacht nur im mindesten sich bestätigte." —

Bei dieser ganzen Erzählung weilten die Blicke Sophia's bald auf Ernst fixirend, bald auf Lili, bald auf August, auf Lulu und Eichwald, und es lag in

ihrem ganzen Wesen, so wie in ihrer Darstellungsweise, so viel Mißbilligung, Drohung und Verachtung, so viel leise Anspielung, daß Ernst's Gemüth sich empörte gegen diese Grausamkeit und rohe Härte seiner Stiefmutter, und das Herz der unschuldigen Lili ängstlich und schmerzlich bewegt klopfte, denn alles, ja fast alles war auf sie zu deuten. Daß sie Hoffräulein war, und nicht Kammerfräulein, war eine Zufälligkeit des Schicksals, nach welcher Liebe nicht fragte, aber Lili war schön, Lili war ein ehrenhaftes, tugendsames Mädchen, Lili liebte und wurde geliebt, und tiefschmerzlich mußte sie es empfinden, daß die ihr zu Theil werdende Liebe als eine sich erniedrigende, unwürdige gelten sollte.

Prinz August empfand nicht minder, wie Ernst, das Verletzende im Vortrag der alten Fürstin, er sahe recht wohl ein, wohin sie zielte, und fühlte die Wunden ihrer Zungenpfeile, doch beschloß er, sich ihnen ruhig bloszustellen, und ein duldender Sebastian, gefesselt an den Martyrerstamm der Liebe, auszuharren.

Für Lulu war die Geschichte, die sie aus dem

Munde der fürstlichen Stiefmutter vernahm, nicht neu; sie kannte sie mit allen Varianten, und ergänzte sie in Gedanken mit mancher bessern Lesart. Bisweilen ruhte ihr Blick mit Wohlgefallen auf Eichwald's schönen äußern Formen, und drang dann tiefer durch sein Auge in sein Herz, in seine Seele. Er aber wagte nur selten, dieses glühende schwärmerische Auge nach der Prinzessin aufzuschlagen, aus Furcht, es könne oder werde ihr mißfallen, zumal die scharfen Blicke Sophia's wie die Schritte aufmerksamer Wachtposten an ihnen rastlos auf und ab glitten.

Marie von Perlen hörte mit dem Antheil zu, den jedes weibliche Herz an einer Liebesgeschichte nimmt. Hat doch jede Liebe eine eigne Geschichte, und ist doch darum ihr Stoff ein so unvergänglicher und so unausschöpfbar, wie das Weltmeer.

Sidonie von Lichthausen hatte sich unbemerkt, aber indignirt entfernt, als die Fürstin gleich im Anfang ihrer Erzählung sich eines veralteten Wortes bedient hatte, das ihren Stand und ihre Stellung beleidigte. Es hatte aber Frau Sophia viel von

jenem Fehler mancher Personen an sich, welche — vom Glück hochgestellt, sich stets eben so rückhaltlos wie rücksichtlos äußern, und daher fast so oft beleidigen, als sie den Mund zur Rede aufthun. Daraus entsprang auch die Spannung mit ihren Schwägern. —

Sophia bemerkte mit Wohlgefallen den beabsichtigten Eindruck, den ihre Erzählung auf die Zuhörerschaft machte, ließ sich durch niedergeschlagene Mienen und finstere Gesichter nicht abschrecken, sondern fuhr fort, ihr Pfand zu lösen, das die Mehrzahl der Hörenden bereits zu verwünschen begann.

„Als nun die Person unter vielen, vielleicht erheuchelten Thränen, der Fürstin Mutter sagte, daß Prinz Albert sie liebe und sie mit den feurigsten und ernstesten Anträgen auf Schritten und Tritten verfolge, und dabei der Fürstin zu Füßen fiel, so blickte diese die Unglückliche mit verdienter und vernichtender Strenge an, und sagte ihr nichts, als das eine Wort: Einpacken!“

„Hierauf packte Philine ihre Habseligkeiten zusammen, und trat nach Verlauf einer Stunde wieder

vor die Gebieterin. Dort fand sie einen Cavalier, der die in Thränen Zerfließende auf der Fürstin Geheiß zu einem schon bereit stehenden Wagen führte, sie einsteigen hieß, und nebst einem Bedienten, der sich auf den Bock zum Kutscher setzte, mit ihr davon fuhr."

„Anfangs fügte sich Philine ruhig in ihr Loos; sie glaubte, man schicke sie auf eines der Landschlösser, oder bringe sie nach ihrer Vaterstadt, und da ihr Ruhe erwünscht war, da sie hoffte, es werde sich die Flamme thörichter Leidenschaft, welche des Prinzen Werbungen doch in ihr angefacht, durch Entfernung löschen lassen, so gab sie sich darein und wechselte mit ihrem Begleiter gar wenige Worte, weinte aber viel."

„Die Fürstin aber, welche den heftigen und starren Sinn ihres Sohnes gar wohl kannte, hatte tiefer geblickt, und eingesehen, daß es so viel als nichts fruchten werde, die Kammermagd auf ein Schloß oder in ihre Heimath zu schicken, und hatte einen ganz andern Plan ausgesonnen, den sie auch ausführte, obwohl ihr, leider, daß ich es sagen muß, die

Ausführung nichts half, und ihr nur ein dauerndes Zerwürfniß mit dem Sohn herbeiführte.“

„Philine, als sie sich ausgeweint, blickte erst, nachdem bereits einigemal die Pferde gewechselt worden, aus dem Wagen; es begann schon zu dämmern, und sie sah sich auf einem Wege, den sie noch nicht passirt. Es ging also die Reise nicht nach einem der Schlösser, denn auf den Wegen zu diesen kannte sie jeden Baum und jeden Strauch, und eben so wenig nach ihrer Vaterstadt, denn auch nach dieser hatte sie die Route schon oft gemacht. Daher fragte sie nun ganz bestürzt und erschrocken: „Um Gottes willen! Wohin führen Sie mich denn?“

„Weit weg, meine Gute!“ antwortete der Cavalier.

„Ich will es wissen, wohin ich gebracht werde! rief Philine heftig.

„Beruhige Sie sich!“ antwortete der Begleiter. „Es ist Sorge getragen, daß Ihr nichts Böses widerfährt, und kein Mangel Sie drücke. Sage Sie frei, wenn Sie was wünscht.“

„Frei? Freiheit wünsche ich!“ erwiederte sie.

„Kann mit allem, nur damit nicht dienen,“ sprach der Cavalier. „Wenn Sie sich nicht in Gutem gibt, und sich widerspänstig zeigt, so ist es Ihr eigner großer Schade, denn dann wird Sie an einen Ort gebracht, wo weder Sonne noch Mond hinscheint! Still! Rede Sie mir nicht von Unschuld. Es ist Schuld über Schuld, einen hoffnungsvollen Prinzen mit trüglichen Liebesnetzen zu umgarnen, und so weit zu bethören, daß er von Ihr nicht lassen will.“

„Will er das? fragte Philine laut und überrascht, und fing schon an, zu triumphiren, was den Cavalier fast außer Contenance gebracht hätte, doch setzte er sogleich seiner Rede hinzu, indem er die ihrige abschnitt; „Soviel kann ich Ihr sagen, daß Sie vor allem sich in Geduld fassen muß, denn unsre Reise dürfte etwas lange währen. Sie darf auf derselben, außer mit mir, mit Niemand sprechen, darf nicht Zeichen geben, nicht schreiben, wenn Sie dies überhaupt gelernt hat, darf keine Zettel oder Briefe empfangen, auch keine andern Bücher lesen, als die, welche mir für Sie mitgegeben wurden, Bibel und Katechismus. In allem hat Sie sich still und ge-

horsam zu verhalten, und hat sich einer Staatsgefangenen gleich zu erachten. Thut Sie dies, so habe ich Befehl, Ihr in allen schicklichen Dingen zu Willen zu sein, und Sie mit der Achtung zu behandeln, die Ihr als einem honetten und ehrliebenden Frauenzimmer zukommt, auch Sie vor jeglicher Ungebühr zu beschützen, ja auf Sie zu halten, als auf meinen Augapfel. Denn man gedenkt nicht, Sie zu kränken, sondern nur Ihre Lage zu verändern und vielleicht zu verbessern. Folge Sie mir, der es nicht böse, sondern gut mit Ihr meint, und dem es gerade nicht eine große Freude macht, zu dieser für Sie allerdings nicht annehmlichen Reise mit Ihr beordert zu sein.“

„Philine war so klug, sich in die unabweisliche Nothwendigkeit zu fügen. Die Reise ging rastlos weiter; es wurde nicht mehr Ruhe vergönnt, als nöthig, um die Gesundheit nicht zu untergraben, aber die Stationen, in welchen man übernachtete, waren immer solche, auf denen man im Dunkel ankam, und die man im Dunkel wieder verließ. Philine erhielt dann jedesmal ein anständiges Zimmer,

in welches sie während der Nachtrast eingeschlossen wurde. Die Menschen, welche ihr aufstießen, Gastwirthe und Bedienung, waren scheu und schüchtern in ihrer Gegenwart, wichen ihr sichtbar aus, und es ging aus allem hervor, daß ihnen, schon ehe Philine angekommen, eine Meinung von ihr beigebracht war, die entweder als eine Verbrecherin, oder als eine gefährliche Geistesirre erscheinen ließ.“

„Die Reise schien kein Ende nehmen zu wollen, sie dauerte Tage, dauerte Wochen lang. Man durchfuhr die grünen Waldungen des thüringischen Gebirges, die Hügelflächen Sachsens, man kam in das Erzgebirge und ließ es hinter sich. Man ließ die Höhen des Riesengebirges zur Rechten, und durchreiste die schlesischen Ebenen. Man kam durch Landstrecken, wo der Dialekt der Bewohner schon schwer verständlich wurde, und endlich schlugen die Laute einer ganz fremden Zunge an das Ohr der Gefangenen, die sich still und leidend verhielt, ergebend in ihr Schicksal. Sie wunderte sich nur darüber, daß die Welt so groß sei, und gar kein Ende nähme.“

„Immer elender wurden, als das gesegnete Schlesien hinter den Reisenden lag, Straßen und Ortschaften, immer schlechter die Kost, welche in den Schenken dargeboten wurde, und das Land stellte sich in weiten Strecken als ein verödetes dar. Philine hatte davon gehört, daß in Rußland die Staatsgefangenen nach Siberien transportirt wurden, und faßte die Meinung, auch sie werde auf ewig getrennt von ihrer Heimath, ihren Angehörigen, und in diesen entlegenen Welttheil gebracht. Russisch schien ihr die fremde Sprache zu sein, die sie vernahm, russisch Trachten, Sitten und Lebensart des Landes, durch welches man sie führte. Sie hatte Zeit, Ueberlegungen aller Art anzustellen, und ihren Gedanken nachzuhängen, daher sann sie auf Mittel, einigermaßen Spuren zu hinterlassen, wo ihr Fuß geweilt habe. Sie schrieb mit einem Ringstein überall, wo sie übernachtete, ihren Namen in eine Fensterscheibe, und mit einem Röthelstift, den sie zu verbergen wußte, schrieb sie denselben Namen an jeden Ort, an den ihr ohne Zeugen zu weilen vergönnt war. Noch mehr, sie schrieb bei Nacht einige Zeilen auf

Papier, das sie wegnahm, wo sie es fand, und verlor diese Zettel absichtlich, ohne daß es ihr Begleiter gewahrte.

„Endlich nahte das Ziel dieser langen und ermüdenden Reise; in einer waldreichen Ebene, in der Nähe der polnischen Stadt Siedlec, nahe an 30 Stunden hinter Warschau, lag ein Schloß, in dessen gethürmtes Thor man einfuhr. Diener in Menge erschienen, empfingen die Reisenden, beluden sich in Hast mit dem Gepäck, und wiesen Philine ein freundlich möblirtes Zimmer an. Man gönnte ihr Erholung, trug Speisen auf, und sie wußte noch nicht, daß sie am Ziel der langen Fahrt sei. Ihr Begleiter ließ sich nicht erblicken. Philine, halb krank von der anhaltenden Anstrengung, genoß nur wenig, setzte sich auf das Kanapee und nickte ein.“

„Das Rollen eines Wagens, der im Hofe vorfuhr, erweckte sie, sie trat an das Fenster, und sah, daß es ihr Reisewagen sei, sie glaubte, jetzt müsse sie auch hinab, doch welch Wunder, der Cavalier, ihr Begleiter, trat aus dem Hause, stieg ein, der Bediente folgte ihm, der Kutscher trieb die Pferde an,

und der Wagen entschwand ihren Augen. Ohne ein Wort des Abschiedes, ohne eine Frage, ob sie nicht was in die Heimath zu bestellen habe, ohne irgend eine Erklärung, fuhr der Mann, der allein sie kannte, denn der herrschaftliche Lakai war auf der Reise schon bei der ersten Station durch einen andern Diener ersetzt worden, von dannen. Die Last einer Welt lag auf Philinens Brust, sie kam sich vor, wie von aller Welt, und selbst von Gott verlassen, und ihr war es, als sei sie allein in der Unermeßlichkeit der Erde.“

„Nach einer Weile trat mit stolzer Haltung eine nicht mehr junge Dame zu ihr ein, und redete sie an: Die Jungfer sei willkommen, es soll Ihr nichts Nöthiges bei mir abgehen, ich bin nicht allzustreng. Wenn Sie Ihren Dienst gut versieht, wird Sie es gut bei mir haben.“

„Auf diese Rede wußte Philine kaum zu antworten. Sie that den Mund auf und sprach: Gnädige Frau, ich weiß weder wo ich bin, noch wie und warum ich hieher gekommen bin, noch was ich hier vorstellen soll? Ich ersuche die gnädige Frau, so es Ihnen

gefällt, mir das alles zu sagen, und meine Unwissenheit mit der ganz unerhörten Lage zu entschuldigen, in die ich mich ohne alles Verschulden gesetzt sehe.“

„Wie?“ fragte die Dame: „Hat man der Jungfer nicht gesagt, daß Sie mir als deutsche Kammermagd dienen soll, weil meine sämmtliche Bedienung nur polnisch spricht und versteht, und ich mir gern in meiner Muttersprache des Abends vorlesen lasse, bevor ich einschlafe?“

„Polnisch spricht!“ rief Philine aus. „So wäre ich im Lande Polen, und noch nicht in Rußland oder Siberien, wohin ich glaubte, daß man mich bringen wolle! O gnädige Frau! Haben Sie Geduld und Erbarmen mit einer Unglücklichen, die nichts verbrochen hat, die um fremder Schuld willen namenlos leidet, wenn Liebe eine Schuld ist, wenn geliebt zu werden eine Schuld ist.“

„Die Fürstin, deren Prinzessin Tochter zu bedienen Sie die Ehre hatte,“ sprach hierauf die polnische Dame, „schreibt mir durch den Cavalier, welcher Sie hierher brachte, und schleunigst die Rückreise angetreten hat, daß Sie am Hofe sich in landgefährliche

Praktiken eingelassen und verwickelt habe, weshalb es gerathen gewesen, Sie weit fortzuschaffen, rühmt Sie aber als ein treues und geschicktes Mensch, und bittet mich, Sie in meinen Dienst aufzunehmen, bis ihr durchlauchter Herr Sohn eine standesgemäße Vermählung getroffen. Sie muß wissen, daß ich eine Deutsche bin, und daß ich selbst in früheren Jahren Ihrer Fürstin als Ehrendame gedient, auch aus jener Zeit große Verbindlichkeiten gegen dieselbe habe. Wenn nun Sie sich sonst nichts hat zu Schulden kommen lassen, als eine vergängliche, wiewohl immer tadelnswerthe Inclination über Ihren geringen Stand hinaus, so will ich Sie, in Voraussetzung treuzuleistender Dienste, bei mir in meinem Schloß behalten. Will Sie das aber nicht, so habe ich Befehl und Auftrag, Sie in ein Kloster unterzubringen, aus dem Ihr dann jede Rückkehr in das Weltleben auf ewig verschlossen bleibt. Wir haben hier zu Lande Klöster in Menge."

„Die arme Philine, welche im Wasser der Neujahrsnacht einen Prinzen als Gemahl, und kein Kloster geschaut hatte, weinte von Neuem und fiel

der polnischen Gräfin zu Füßen; sie versprach treue Dienste, und durfte bleiben, aber weder nach dem Namen des Schlosses, noch der nächsten Stadt fragen; eben so wenig war ihr vergönnt, Briefe zu schreiben, und hätte sie auch geschrieben, wie hätte sie Briefe befördern wollen? Der Dienerschaft im Schloß war jeder Verkehr mit ihr, der nicht den Dienst betraf, streng untersagt. Ihr Dienst war leidlich und erträglich, nur eins war ihr lästig und martervoll, das nächtliche Vorlesen. Ihre Dame hatte oft schlaflose Nächte, und die arme Philine mußte sie mit Lesen ausfüllen. Wenn sie manchmal glaubte, die Dame sei eingeschlafen, so fuhr diese scheltend auf, und befahl weiter zu lesen, ja es schien, als schlafe sie nur so lange, als an ihrem Lager gelesen wurde, und das gequälte Mädchen mußte seinen Schlaf opfern, um den der Herrin, die ihr, und der sie aufgedrungen war, herbeizuführen. Darüber wurden ihre Wangen bleich, ihre Augen roth, ihre Schönheit welkte sichtlich; das eben wollte man. Es war ein S t a a t, der dies Opfer verlangte."

„Wie ertrug aber Prinz Albert, der just auf einige

Tage vom Hofe abwesend war, und nach dessen Abreise unklugerweise Philine gerade sich der Herrin entdeckt hatte, die Nachricht ihrer Entfernung? — Anfangs täuschte man ihn. Sie sei, wegen plötzlicher Erkrankung ihres Vaters, nach ihrer Heimath abgerufen worden. Der Cavalier, den der Prinz erst später vermißte, sei verreist, eine in der Ferne ihm zugefallene Erbschaft zu erheben. So gingen acht Tage hin, Philine kam nicht zurück, schrieb nicht, man heuchelte Verwunderung, der Prinz schrieb selbst, die Briefe kamen uneröffnet retour. Dem Prinzen dämmerte die Ahnung dessen, was geschehen war, er gerieth außer sich, und ging in voller Wuth zu seiner Mutter. Ich kann und will nicht erzählen, welche Scene zwischen ihr, der strengen und ahnenstolzen Frau, und ihm, dem heftigen und leidenschaftlich aufbrausenden Jüngling vorfiel, denn es war kein Mensch Zeuge dieser Scene, in welcher der Prinz den Sohn gänzlich verläugnete, ein abschreckendes Beispiel für jeden gutgearteten und wohlgesitteten Fürstensohn — aber die Dienerschaft vernahm in den innern Gemächern einen lautgeführten Wort-

wechsel, von dem man nichts verstand, als daß der Prinz, indem er im Weggehen die Thüre weit aufriß, sich noch der frevelhaften Worte Wallensteins vor Strahlsund bediente: „Und ich muß sie wieder haben, und ich will sie besitzen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre! Und kein Teufel soll mich daran hindern!“ — Dabei hatte er mit den Füßen gestampft, daß die ganze Gallerie gedröhnt, und alles war vor seinem Aussehen erschrocken; die Fürstin aber ward in Krämpfen liegend gefunden.“

„Und dieser schreckliche Sohn hielt sein Wort, er sparte nicht Geld, nicht Drohung, nicht Verheißung, und so brachte er heraus, daß jener Cavalier mit Philinen auf Befehl seiner Mutter davon gefahren, er reiste nach, kam auf ihre Spur, verlor sie, fand sie wieder, und verlor sie abermals. Wüthend über sein vergebliches Nachsuchen kam er zurück; auch der Cavalier war indeß zurückgekehrt, und hatte bald darauf mit dem Prinzen ein entsetzliches Rencontre. Jener hatte auf Cavalierparole der Fürstin tiefstes Schweigen angelobt, jetzt forderte der Prinz

von ihm, daß er sein Schweigen breche, und drohte mit ewiger Ungnade, mit thätlicher Mißhandlung, mit dem Tode sogar, indem er ihm eine geladene und gespannte Pistole unter die Nase hielt.“

„Der Cavalier brach demunerachtet sein angelobtes Schweigen nicht, er verrieth mit keinem Wort das Geheimniß, er verlor nur, als er von dem Prinzen ging, in der Bestürzung seine Brieftasche, die ihm Albert gleich darauf zustellen ließ, nachdem er an die Stelle der im Portefeuille befindlich gewesenen Reiseroute eine gewichtige Banknote eingelegt.“

„Auf Flügeln der Liebe flog der Prinz unaufhaltsam nach Polen.“

„Merveilleux war das Auftreten Albert's im Schlosse der polnischen Gräfin. Er ließ es nicht an gehörigem Aplomb fehlen, er kam, überraschte, verwirrte. Der Zufall wollte, daß, als er aus dem Wagen stieg, Philine in der Hausthür stand. Sie stieß einen Ruf des Schreckens und der Freude aus, er schloß sie in seine Arme, er ließ ihre Hand nicht mehr los, ihr Anblick sagte ihm alles, was sie für

ihn, um seinetwillen gelitten, und seine Exaltation beschloß für sie einen überschwänglichen Lohn. Er ließ sich bei der Gräfin unter seinem wahren Namen anmelden, trat, Philine an der Hand, vor sie hin, und sprach: Frau Gräfin, ich danke Ihnen, daß Sie meiner schuldlos verfolgten Braut in Ihrem Hause eine Freistatt gewährten. Als Fürstin von ** wird sie Gelegenheit wahrnehmen, sich nach Gebühr dankbar zu erweisen. Ich bin gekommen, sie zur Trauung abzuholen. Der Weg zur Kirche ist durch die Fürsorge meiner gnädigen Frau Mama etwas weit, indeß ein jesuitisches und höfisches Sprichwort sagt: Guter Krummweg ist kein Umweg."

„Eine Stunde darauf fuhr er mit seiner Gesellschafterin über die Grenze des Gutes jener Gräfin, ehe diese noch von ihrem Erstaunen sich erholen konnte."

„Und so hielt Prinz Albert, was er geschworen. Er heirathete zum grenzenlosen Affront seiner Mutter und seiner Agnaten, seine Geliebte, er ruhte nicht, bis er es dahin gebracht, daß des Kaisers Majestät sie zum Rang einer Reichsfürstin erhoben,

und sie andern Fürstinnen ebenbürtig gemacht, und lebte, auf den Tod gespannt mit seiner Mutter, seinen Brüdern, fern von der Heimath, treu seiner Halsstarrigkeit, verborgen, unbekannt, an der Seite seiner Frau, die Niemand für eine Fürstin erkennt, trotz der erschlichenen Standeserhöhung, und die ihn Jahr für Jahr mit einem bausbäckigen Bastard beschenkt."

Lectüre.

Fürstin Sophia hatte ihre Erzählung beendet, allein diese Erzählung verfehlte bei den Zuhörern, denen sie als Exempel gelten sollte, die beabsichtigte Wirkung gänzlich. Schon der gereizte Ton, mit welchem Sophia sprach, die parteiische Mißbilligung jener Mißverbindung und der gehäufte Tadel derselben machten keinen günstigen Eindruck auf die Zuhörer, deren Mehrzahl noch dazu im eignen Innern nach Entschuldigungsgründen für die suchten, welche mit dem trüben Loos getrennter Liebe bedroht worden waren. Ein eigenthümliches beengendes Gefühl legte sich lastend auf jede Brust, Niemand wußte, als die Fürstin endete, etwas zu sagen, es herrschte plötzlich eine Todtenstille im Zimmer. Die

Fürstin erhob sich, vom Sprechen ermüdet, angegriffen durch die Erinnerung an ein Ereigniß, das sie schonungslos verdammte, und ging in ihr Boudoir. Die Hündlein wurden ihr nachgetragen, auch Päpperle sprang auf und auf das Bette der Herrin. Alle Zuhörer athmeten freier, und fanden jetzt Worte, wenn auch nur flüsternde.

„Die gnädigste Fürstin," begann Eichwald zuerst das Gespräch, „hat uns mit kräftigen Zügen das Bild einer starken und siegreichmächtigen Liebe gezeichnet; wir sahen einen Mann, wie er sein soll, im vollen Sinne des Wortes, ungebeugt, und ritterlich treu. Dieser Prinz nöthigt mir die größte Hochachtung ab."

„Die gnädige Mama," flüsterte Lulu, „hat allerdings, wie Sie, Herr Graf, sehr richtig bemerken, mit kräftigen Zügen geschildert, und dabei die Farben sehr stark aufgetragen. Wir, die wir diese, unser Haus leider so nahe berührende Geschichte ausführlich kennen, könnten die Erzählung der Mutter mannigfaltig glossiren und kommentiren. Man sollte billig Dinge, die geschehen, und nicht

mehr zu ändern sind, mit dem Mantel der christlichen Liebe verhüllen, statt sie schonungslos aufzudecken, und sollte des Spruchs eingedenk sein: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet."

Prinz Ernst, der sich am meisten durch die Erzählung seiner Stiefmutter in seinen tiefsten und heiligsten Gefühlen verletzt fand, äußerte sich deshalb unumwunden und schonungslos. „Onkel Friedrich hatte Recht," sprach er, „als er mir einmal sagte, der ganze giftige Haß der Mu ter gegen den Helden ihrer Liebesgeschichte wurzele mehr als in irgend etwas Anderem, in schnödem Neid, weil die Frau seiner Wahl und seiner Liebe ihm jedes Jahr neue Vaterfreuden schenkte, und die gnädige Frau Mama, die alle ihre Männer begraben habe, gänzlich kinderlos blieb."

Die Damen errötheten gebührend über diese naive Aeußerung des Prinzen, und entfalteten die bunten, goldgestickten, allerliebst mit Schäferinnen und schäkernden Schäfern bemalten Fächer, während Prinz August sein Urtheil ebenfalls abgab, was den Da-

men deshalb erfreulich war, weil keine gewagt hätte, unmittelbar nach Ernst das Wort zu nehmen.

„Ich habe das innigste Mitleid mit der Dulderin in dieser Geschichte empfunden; welche so barbarisch behandelt wurde, und sehe in dem, was jener Prinz Albert that, nur eine Handlung schuldiger Gerechtigkeit, die ihren Lohn zwar in sich selbst trägt, hier aber in Folge göttlicher Providenz ihn noch außerdem in einer beglückenden Vereinigung fand. Was sagen Sie dazu, Fräulein von Altenstein?“

Lili schlug in süßer Verwirrung die seidenen Wimpern auf, und als ihr lächelnder Blick hinter dem Fächer hervorstrahlte, war es August, als gehe für ihn die Sonne so freudehüpfend auf, wie sie nach dem Glauben des Volkes am Auferstehungstage des Heilandes thut.

„Wenn ein Frauenzimmer,“ begann Lili mit gedämpfter Stimme, „an die Stelle jener durch Leiden geprüften, dann aber hoch erhobenen und nunmehr fürstlichen Frau denkt, wird es, vom reinmenschlichen Gesichtspunkt aus, ihr gern gönnen, was ihr Gutes und Erfreuliches widerfahren, um so mehr gönnen,

da sie in der That ein Musterbild weiblicher Tugenden sein soll, und durch keinerlei unwürdige Kunst sich die starke und dauernde Neigung ihres damaligen Anbeters und jetzigen Gemahls erwarb und sicherte Gleichwohl müssen wir zugeben, daß es nicht immer wohlgethan sein möchte, solchen Beispielen zu folgen, und die Rücksichten zu verletzen, welche die Verhältnisse, zu denen Geburt und Schicksal uns bestimmen geboten, oder die Schranken keck zu zerbrechen, welche von eben diesen Verhältnissen gezogen wurden."

„Wohl Allen denen," nahm nun die sittsame und ruhige Marie von Perlen das Wort, „welchen der Himmel das Glück gewährt, ohne solche drang- und gefahrvolle Klippen in den Hafen des Ehestandes und häuslichen Friedens ihr Lebensschiff zu steuern. Mich könnte es wahrhaft ängstigen, mich so leidenschaftlich geliebt zu wissen, wie Prinz Albert diese Philine liebte, und der Haß einer so hohen Familie, eines ganzen Fürstenhauses, würde mich zu Boden drücken. Ich würde viel leichter allen Lebenshoffnungen und heißen Wünschen meines eignen Herzens entsagen, als durch meine unbedeutende Persönlich-

keit Zwist, Verwirrung und Zerwürfniß zwischen Mutter und Sohn, Brüder und Schwestern und sonstigen hohen Verwandten säen und anstiften."

Diese Aeußerung wurde von allen Uebrigen nicht beifällig aufgenommen. Fünf feurige, stürmisch klopfende Herzen nahmen in stillschweigender Uebereinkunft Partei gegen ein kühles, besonnenes, und ließen, da die Fürstin in ihrem Boudoir blieb, ihrer Meinung in entgegnenden Aeußerungen freien Lauf.

„Sie haben gut reden, liebe von Perlen!" begann die Prinzessin. „Sie sind dem Hafen nahe, und finden ohne Mühe die Insel der Glückseligkeit, an deren Blumengestade Sie landen wollen. Was sollen aber die Schiffer auf offnem Meere, auf stürmischer See thun?"

„Ich will nicht fürchten, gnädigste Prinzessin, daß Sie sich diesen Schiffern zuzählen!" entgegnete Marie bescheiden.

Die Prinzessin schwieg und erglühte, und bejahte durch dieses Erglühen mehr von der Frage, als ihr Schweigen verneinen sollte — indeß nahm Prinz August für sie das Wort und sprach: „Man kann

nicht wissen, ob nicht zum Beispiel ich und mein lieber Eichwald solche Schiffer sind, von unserm theuern Ernst will ich es nicht voraussetzen. Für uns beide aber stehe ich, daß wir mit aller zu Gebote stehenden männlichen Kraft ankämpfen würden gegen Sturm und Meereswogen, und daß wir unbedingt den schönen Dioskurensternen vertrauen würden, die unser Herz als die leitenden Gottheiten unsres Lebensschiffes anbetet."

Lulu und Lili allein verstanden den Sinn dieser Worte richtig, und ihre Herzen schlugen höher vor Freude, während Prinz Ernst mit einer gewissen trüben Wehmuth in Blick und Stimme sagte, die beide mehr gegen Lili, als gegen die Uebrigen gerichtet waren: „Mir kommt es in der That vor, als sei ich schon zu Schiff gegangen, aber mein Horizont überzieht sich düster, der Kompas zittert und schwankt, die freudige Flagge meiner Hoffnung hängt träg und traurig in banger Windstille am Mast, ich verliere das Fahrwasser, und steure — dem Untergang zu.

„Prinz! welche Phantasien!" rief Marie erschrocken

aus. „Wohin gerathen wir Alle? Die Erzählung unsrer gütigen und gnädigen Herrin breitet zuletzt trüb und immer trüber einen Schleier der Verstimmung über unsere Lust. Brechen wir davon ganz ab!“

„Ja, brechen wir ab!“ stimmte Ernst mit einem Seufzer bei, und stand auf, die Uebrigen thaten es nach.

„Ich lade die Gesellschaft auf mein Zimmer, wir wollen Bilder ansehen, oder uns etwas Lustiges vorlesen!“ sprach Lulu. Der Schloßreiter hat einen ganzen Ballen frisch vom Laden gekommener und bereits gebundener Bücher mitgebracht, welche drüben liegen, noch unausgepackt, gewiß ist was Hübsches darunter, das uns amüsirt.“

Ohne Geräusch wurde von Allen, bis auf Pipi, das Zimmer der Herrin verlassen. Die Gesellschaft schritt durch den unerleuchteten, kühlen Saal und wurde unwillkührlich durch das verstärkte Pfeifen des Sturmes veranlaßt, einige Augenblicke zu den Fenstern zu treten. Hof und Flur lagen ganz dicht überschneit, es war dämmerhell, und die Frische des Saales that wohl, da man aus dem durch Pipi's

Sorge etwas übermäßig mit Wärmestoff genährten Zimmer getreten war.

„Es sieht aus wie Ernst," sprach Lulu, sie meinte das winterliche Wetter draußen, und hauchte auf die kalten Scheiben, deren Helle ihr warmer Odem überflorte.

Prinz Ernst glaubte sich gemeint, und fragte: „Wie ich, Schwester? Macht der Gram mich schon so bleich, wie Schnee?" — „Es kann sein," flüsterte er dann vor sich hin, „daß ich bald ganz dem Winter gleiche, doch jetzt — scheine ich nur erst kalt, innen ist noch volle, heiße Gluth."

Lulu hörte nicht, was der Bruder schmerzverzehrt vor sich hin murmelte. Ihr zarter Finger zeichnete in den Duft am Fenster eine Liebeshieroglyphe, ein geflügeltes Herz, aber statt der Flügel malte sie zwei Eichenblätter. Für den, der nicht verstand, diese Geheimschrift zu lesen, schienen sie dennoch Flügel.

Prinz August war zu Lili getreten, er hatte ihre Hand gefaßt, unbemerkt von den Uebrigen, nur einen einzigen, kurzen Moment. Der electromagnetische Ausstrom der Liebe durchdrang in diesem Moment

das Innerste beider; ein stilles Verstehen, im leisen Druck sich gegenseitig aussprechend, mußte genügen. Sie folgten der Perlen, die schon hineingegangen war, Sidónie saß in ihrem Zimmer, und hatte verweinte Augen. Ernst blickte schmerzlich nach.

Lulu lächelte liebestrahlend zu dem hohen schönen Mann ihres Herzens empor. Ihr Blick machte ihm die Dämmerung der Gegenwart sonnenhell, und wie hätte er jetzt an etwas Anderes, als an ihre Gegenwart denken können? Er sah und deutete ihre Zeichnung, und beschrieb über dem Herzen, das sie an die Scheibe gemalt, eine Fürstenkrone. Lulu löschte neckend die Bügel, und malte große Perlen über den Reif, so wurde eine Grafenkrone daraus. Eichwald's Finger umschlang das Ganze mit geflochtenen Seilen, in die er heraldische Liebesknoten zeichnete, und Lulu überfuhr auslöschend mit der Hand rasch die Scheibe, indem sie flüsternd sprach: „Genug der Tändelei!“

Eichwald erfaßte ihre Hand, zog sie zum Munde, und fragte leise: „Tändelei, Prinzessin? Und nicht mehr?“

„Nicht mehr!“ erwiederte Lulu; sie nahm wahr, daß ihr Bruder noch im Saale weile, und sie beobachte. Rasch trat sie in das Gemach der Perlen, und dann in das ihrige.

Jetzt war Prinz Ernst allein. Er erseufzte. „Alle Hoffnung ist verloren! Räthsel steigen aus der Meerestiefe meiner Zweifel, wie bleiche Geister. Was soll das Alles, wohin führt das Alles? Mir schwindelt vor den Schrecknissen, die hier drohen. Ihre Geschichte, Frau Mutter, kommt zu spät, wenn sie warnen und abmahnen soll, und paßt gar nicht auf unsre Lage. Jener fürstliche Mann hatte leichtes Spiel, er liebte und wurde geliebt, er wäre ein Schwächling gewesen, wenn er nicht Sieger geworden! Aber ich — was soll ich thun mit aller Heftigkeit der Neigung, mit aller Energie des Geistes? Ich werde nicht geliebt, nur soviel ist mir klar mitten in der winterlichen Düsterniß. Dieser Prinz, der schon fast als deklarirter Bräutigam der Schwester gilt, liebt sie nicht, liebt da, wo ich anbete. Ihr Herz wird er freilich nicht verwunden, da ihre Neigung in einem andern Gegenstand wurzelt, da sie

von der angebornen Höhe herabsteigt. Wie kann sie das aber, wenn die Deklaration laut erfolgt? Und soll sie die leidenschaftlich geliebte Freundin als begünstigte Nebenbuhlerin um sich sehen? Wohin denken sie nur Alle? Soll ich mich, am Ende gegen ihren Willen, zum Ritter der Schwester aufwerfen, und den Prinzen fordern? Ha! ich möchte das — allein würde dann nicht alsbald der wahre Beweggrund zu Tage kommen, daß ich es thäte aus Liebe zu Lili, nicht aus Liebe zu Lulu? soll ich mit Eichwald hadern, daß er sein Auge so kühn erhebt? Wer macht mich zum Richter über ihn, wenn Lulu selbst ihn aufmuntert? — O Gott, sie lachen drinnen laut, während hier außen mich die Qual verzehrt!“

Der Prinz ging mit seinen peinigenden Gedanken zur Gesellschaft hinein. Auf einem zierlich mit Blumen und Arabesken eingelegten Tisch lag die neueste Literatur, zum Theil in starken Octav-, zum Theil in geschmackvollen niedlichen Duodezbändchen, oder ging schon von Hand zu Hand. Packpapiere und Bindfäden waren durch einander am Boden zu erblicken, um den Tisch war die Gesellschaft fröhlich

gruppirt. „Die asiatische Banise, eine neue Auflage; hinweg, veraltetes Zeug! Wie man das nur wieder drucken mag!“ brach Lulu den Stab über ein allbeliebtes Buch, nach einem andern greifend. „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi? auch wieder frisch gedruckt. Fi donc! Gespräche im Reiche der Todten, ein Quartant, dickleibig und langweilig.“

„Euer Durchlaucht sind eine strenge und scharfe Richterin!“ sprach Eichwald verwundert, da er es war, in dessen Hände ein Buch nach dem andern aus ihrer Hand wanderte.

„Soll man solcher platten Bücher nicht einmal müde werden?“ entgegnete Lulu. „Mich ekelt vor dieser losen Speise.“

„Nichts dabei von meinem Liebling, Herrn Talander?“ fragte Marie von Perlen, und langte forschend nach einigen Büchern.

„Hier! Verehrteste! hier!“ rief Prinz August, „eben schlage ich es auf. Amor am Hofe. Ein superber Titel!“ Alle lachten und glühten. „Amor ist überall, warum nicht auch am Hofe?“ scherzte

Lili, und hielt der Perlen noch ein Buch des genannten fruchtbaren Schriftstellers hin, der seiner Zeit sich nicht geringe Geltung zu verschaffen wußte. „Der Liebesirrgarten! Das paßt für eine glückliche Liebende!“

„Wer weiß, ob es wahr ist?“ warf der indeß eingetretene Prinz Ernst die Frage hin. „Es könnte ja auch ein Buch für unglücklich Liebende sein. Die Liebe ist ein Labyrinth, aus dem nicht stets ein goldener Faden leitet.“

„Kennen Euer Durchlaucht schon die Liebe so genau?“ fragte Lili boshaft, weil Ernst's Annäherung anfing, ihr beschwerlich zu werden, und er erwiederte tief verstimmt: „Ich fühle es, daß Fräulein Lili von Altenstein mich noch für ein Kind hält.“

„Seht, seht!“ unterbrach rasch Lulu den peinlich zu werden drohenden Zwiesprach. „Hier sind ganz allerliebste französische Sachen: Nouveaux contes des Fées — dann hier das niedliche: Le mille et une nuit, contes Arabes, und hier superb: les Aventures merveilleuses du Mandarin Fum-Hoam, contes chinois! der ganze Osten schüttelt

das blumenreiche Füllhorn seiner Mährchen über uns aus.“ —

Diese französischen, meist in Haag gedruckten oder nachgedruckten Bücher waren die Modelieblinge der eleganten Welt im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Sie waren zum Theil unsittlich, frivol, ja nichtsnutzig, allein die glatte Sprache wußte so angenehm das Gift in den Zucker der Euphemie zu verhüllen, daß nicht leicht eine Dame erröthete, in deren Salon solche, und oft noch weit schlimmere Bücher sich fanden. Die deutsche schöne Literatur lag noch in der lethargischen Apathie, in die sie schon lange gefallen war, und durch die Nebelnacht, die über ihr schleierte, blitzten kaum erst einzelne Sterne, von denen mancher zu früh erlosch, ehe noch sein Strahl recht die Herzen erleuchtet und durchglüht hatte. So ging das schöne lyrische Meteor, Johann Christian Günther, auf und unter, und die Morgenröthe besserer Geschmacksrichtung durch Bodener wie durch Johann Christoph Gottsched, wenn auch unter verschiedenen Himmelsstrichen heraufgeführt, dämmerte kaum erst grauend über den

Alpen der Schweiz und über den Ebenen Leipzig's empor.

Uebrigens sprach man damals in vertrauten Kreisen über Liebe und Liebesangelegenheiten freier und ungezwungener, als heute sich Jemand in Gesellschaft würde äußern dürfen, ohne gegen herkömmliche Sitte und Anstand zu verstoßen, und Hofton und Hofsitte zumal standen keineswegs im Geruch der Heiligkeit. Gleichwohl entsprang der freiere Ton jener Zeit kaum größerer Frivolität, sondern nur größerer Unbefangenheit.

Lachend hielt jetzt Lulu ein nettes Büchlein empor, und lachend rief sie: „Voilà! Non plus ultra! Faveurs et disgraces de l'Amour, ou les Amans heureux, trompés et malheureux, et cetera. Mit vortrefflichen häßlichen Kupferstichen.“

Das Titelbild des zweiten Theiles dieser französischen Liebesgeschichten wurde vorläufig in nähere Betrachtung gezogen und erläutert.

„Ach, Gott Amor in Strahlen auf Wolken,“ rief Lili. „Er wirft seine Pfeile herab auf die Unterwelt, so eben entfallen die letzten seinen Kinderhänd-

chen. O weh, was wird aus der Welt, wenn Amor keine Pfeile mehr hat?“

„Der himmlische Knabe, den wir hier mit Engelflügeln, hold und lächelnd dargestellt erblicken, soll wohl gar nicht Gott Amor sein,“ äußerte Eichwald; „denn es fehlen ihm alle Attribute, Binde, Köcher und Bogen. Auch sehe ich einige Pfeile aufwärts fliegen, und möchte in dieser Gestalt die himmlische Liebe selbst erblicken, welche die Pfeile der Schmerzen herabsendet, aber von Pfeilen des Undanks, die von der Erde aufwärts fliegen, oft getroffen wird.“

„Ein schöner Gedanke, Graf!“ sprach die Prinzessin offen, und schlug ihr seelenvolles Auge zu ihm empor, indem sie mit mehr Ernst fortfuhr, die mittelmäßige Zeichnung zu besprechen, als diese verdiente. „Wir sehen hier eine Anzahl Menschen gruppirt sämmtlich Liebende, allein vier Paare im Vordergrund. Hier die erhörende Liebe, das sitzende Frauenzimmerchen schmeichelt dem neben ihm vertraulich im Grase liegenden Seladon, der die Hand auf ihr Knie gelegt hat, und scheint seinen Worten vollen Glauben zu schenken, während die Dame der zweiten

Gruppe die Betheuerungen ihres Schäfers abwehrt, also scheinbar verschmäht. Wir wollen hoffen, daß es ihr damit kein rechter Ernst sei.“

„Und warum sollte es nicht Ernst sein, was hier abwehrt und abgewehrt wird?“ fragte Prinz Ernst doppelsinnig und bezüglich, indem er mit auf das Bild sah. „Die Dame hat vielleicht schon ihr liebe- res Theil, und es kommt hier eine Liebeswerbung zu spät und ungelegen. Das ist oft so.“

„Allerdings, oft so!“ bestätigte Lili, um Ernst jede Hoffnung zu rauben, und jede fernere Zudring- lichkeit von seiner Seite abzuschneiden.

„O fühlten doch solche Personen, die eine reine und beharrliche Neigung von sich abwehren, die Höllenpein der verschmähten Liebe, fühlten sie, wie das gemarterte, in heißen Gluthen sich aufzehrende Herz vergehen möchte, wenn es aus seinem Flam- menbade sich so plötzlich in das Polareis kalter Ver- sagung getaucht sieht.“ Prinz Ernst schwieg, aber Zorn und Liebe kämpften in seinem tief verletzten Innern, und die Allsiegerin Liebe behielt dennoch die Oberhand.

Während es siedete und kämpfte in des fürstlichen Jünglings Busen, hatte die Prinzessin Lili's mit voller Absicht bestätigende Bemerkung unbeachtet gelassen, und fortgesprochen, da sie das Büchlein in Händen hielt, während die übrige Gesellschaft neben ihr und über ihre blendende Schultern hinweg nach dem Gegenstand der Unterhaltung, dem Bilde, blickte.

„Seht — da kniet vor einer halb abgewandten Schönen ein schmachtender Damon, und hält einen Degen gegen seine Brust; er sieht mit einem Schmerzblick zu ihr, der Höhnischkalten, abgewandt Stehenden, verächtlich auf ihn Niederblickenden, empor."

„Das paßt noch mehr auf mich — es kann auch noch dahin kommen!" seufzte Ernst lautlos, in Gedanken — die Lili errieth. Er that ihr leid, ach, sie konnte ihm für seine bettelnde Liebe nichts bieten als den Almosenpfennig ihres Mitleids, doch wollte sie, fühlend und bereuend, wie bitter sie vorhin gewesen war, versöhnend einlenken, und nahm daher das Wort. „Hier ist noch ein viertes Paar. Eine Dame empfängt mit einem äußerst redlichen Gesicht

die Erklärung eines, wie es scheint, sehr verständigen Mannes. Er legt den Zeigefinger der linken Hand an den Daumen der Rechten. Muthmaßlich rechnet er ihr seine Einkünfte vor. Sie legt ihre rechte Hand auf die Brust, wahrscheinlich betheuert sie ihm, daß unter solchen annehmbaren Verhältnissen ihr Herz ihm ungetheilt und immerdar gehören solle."

„Während diesem Gefühlsaustausch steckt, ohne daß er es sieht, da er nur in ihr schönes edles Gesicht, und höchstens auf ihr Herz blickt, die Schöne mit der linken Hand einem schwarzen Scheusal von Mohren einen Liebesbrief zur Besorgung zu. Da möchte man fragen, was redlicher und eben darum vorzuziehender und schätzbarer sei, die Liebe, welche ohne Rücksicht auf Glanz und Reichthum, wenn solcher geboten, oder für die Geliebte ertrotzt würde, wie in der vorhin gehörten Geschichte, sich offen versagt, weil sie nicht anders handeln kann, und sich bewußt ist, recht zu handeln, oder die Liebe, welche ein falsches Herz dem Redlichen entgegen trägt, welche Empfindungen für den Bewerber lügt und

heuchelt, und hinter'm Rücken im Bunde mit dem schwärzesten Laster Trug und Verrath spinnt?"

„Pfui! Was ist hier noch in Frage zu stellen?" rief Marie von Perlen, lebhaft und indignirt aus. Ihr reines Herz und Gemüth gaben ihr ein Recht, hier so entschiedene Meinung darzulegen. Ihre Verbindung mit dem bejahrten Hofherrn war eine solche, bei deren Beschluß der Zeigefinger einer Hand an dem Daumen der andern gelegt worden, und doch war sie selbst sich keiner Hinterlist und Untreue bewußt, und ehrte den ihr bestimmten Gatten, wenn sie ihm auch nicht feurige Liebe zu weihen vermochte. Diese zu spenden, lag überhaupt nicht in ihr, sie gehörte zu den beglückten gemüthsruhigen Frauen, denen selten eine Aufregung nahe tritt, die im glatten Gleis gemessenen Benehmens, anerzogener Tugend und sogar aus dem Innern quellender schöner Sitte den sanftgewiegten Phaeton ihres Lebens dahin rollen lassen. Die Rosse, die ihn ziehen, sind keine Sonnen= und keine Flügelrosse, sie bleiben hübsch auf ebener Bahn, stecken die Welt nicht in Brand, und geben den Nachbarn nichts zu reden.

„Dahinten sind noch allerlei kleine Figuren,“ nahm Prinz August das Wort: „da geht es bunt her, lassen Sie doch sehen, gnädige Prinzessin. Wahrhaftig, ein Liebespaar auf bloser Erde hingestreckt, und, wie es den Anschein hat, mausetodt, denn es beugt sich Jemand über dasselbe mit der Geberde des Schreckens, auch liegt ein bloser Degen daneben. Dort noch mehrere Paare im zärtlichsten Tête-à-tête, aber dort, rechts, ein Wald, davor ein Duell, zwischen das in voller Furie eine Dame stürzt. Ueber den Duellanten — mon Dieu! ein Erhenkter, auch aus Liebe, und dort links, aus dem Hause stürzt sich vom dritten Stock eine weibliche Gestalt — auch aus Liebe, ridicule!“

„Unglücklicher Liebe sollte man nicht spotten, selbst dann nicht, wenn sie uns auch nur auf einem schlechten Bilde vor Augen gebracht wird,“ strafte Lili, mit einem vorwurfsvollen Blicke zu dem Geliebten aufsehend.

„Gute Sidonie,“ wandte sich die Prinzessin jetzt leutselig zum Kammerfräulein, das bisher fast unbeachtet und vernachlässigt mit einer Näharbeit

beschäftigt, bei Seite gesessen hatte: „Sie sind die Jüngste von uns, haben gewiß die hellsten Augen, und vervollkommnen gern noch Ihr Französisch, darum lesen Sie uns diesen feinen Vers unter dem Kupfer hier, sehen Sie aber ja nicht auf das Bild, es könnte sonst einer der Pfeile des schelmischen Gottes Ihnen in das Auge, oder noch tiefer, in das Herz fallen.“

Sidonie von Lichthausen erröthete hoch, während die Andern den Witz der Prinzessin durch ein beifälliges Lächeln anerkannten, und las:

„En Amour comme au Jeu la Fortune est diverse;
L'un gagne, l'autre perd, l'une à tromper s'exerce,
L'autre à favoriser à la fois deux Amans.
L'un tache en vain de paraître sincère,
L'un est heureux, l'autre se désespère;
Et les plus fortunés ne sont jamais content.“

„Da haben wir ja den bündigsten Commentar!“ rief Lulu. „Wer übersetzt uns nun das zierliche Französisch in ein elegantes Deutsch?“

„Wenn Durchlaucht es mit einem und dem andern falschen Reim nicht allzugenau nehmen wollen,

so wage ich, dem hohen Auftrag nachzukommen!“ nahm Eichwald das Wort, „obschon in diesem Vers eine bittre Lehre liegt, zugleich ein Trost für die, welche in der Liebe nicht das Ziel der Erhörung erreichen, nach dem sie streben.“

„Wohlan, so lassen Sie hören!“ gebot Lulu, und der Graf repetirte:

„Verschieden ist das Glück, beim Spiel, wie bei der Liebe,
Dem schlägt's, Der klagt Verlust, und Die — getäuschte Triebe,
Und eine andere hat selbst Zwei zugleich beglückt.
Hier müht umsonst sich Wahrheitheuchlung,
Ein Froher hier — dort — ach — Verzweiflung,
Und die Beglücktesten sie sind nicht stets entzückt.“

„Wir lassen die vorher entschuldigten falschen Reime hingehen,“ sprach pathetisch Lulu, „tadeln aber den letzten Vers als nicht treu übertragen, denn der Sinn ist wohl nicht, daß die Beglücktesten nicht auf die Länge hin solche bleiben, sondern, daß sie, diese Hochbegünstigten, nie genug der Liebeszugeständnisse empfangen können, ungenügsam und daher undankbar sind.“

„Ich gebe mich dem weiblichen Scharfblick so schöner Augen gern als Ueberwundener gefangen," schmeichelte Eichwald mit verbindlichem Tone. —

Die Thür ging plötzlich auf, ohne daß man den Schritt eines Nahenden im Saal und Vorzimmer gehört hätte, Pipi schob seine kleine Figur in's Zimmer, verneigte sich demüthiglich, wie ein Page, und sprach: „Fräulein Ehrendame von Perlen, Ihro Durchlaucht lassen bitten, hinüberzukommen. Prinz Ernst möchten heute nicht nach der Stadt reiten, sondern hier bleiben, blos den Reitknecht hinein schicken, und sagen lassen, daß Hochdieselben nicht kämen wegen des schlimmen Wetters, bis eilf Uhr morgen früh wollen Ihro Durchlaucht nicht aufgewartet haben, auch heute nicht Theil an der Abendtafel nehmen; Ihro Durchlaucht leiden an Migraine und Vapeurs. Sie lassen allerseits angenehme Ruhe wünschen."

Die Damen knixten, die Herren verbeugten sich dem Befehl der Herrin, die Perlen gehorchte demselben, auch Pipi wollte gehen, die Neckerei der Prinzessin hielt ihn noch zurück, und zwar mit

Schmeichelworten, für welche der kleine Mann die äußerste Empfänglichkeit hatte, eine der wenigen Eigenschaften, die er mit nicht wenigen großgewachsenen Männern theilte.

„Artiger Pipi!“ scherzte Lulu; „mußt Du uns denn gleich wieder Deine angenehme Gegenwart entziehen?“

„Ja, gnädigste Prinzeß, ich muß, sonst werden Ihro Durchlaucht drüben ungnädig, und ich bekomme Patschen mit der Fliegenklappe, die weh thun, obschon die Klappe sehr zierlich gestickt ist,“ antwortete der Zwerg.

„Was wird denn dem liebenswürdigen Pipi das Christkindchen bescheren?“ fragte Lili, und Pipi kraute sich hinter den Ohren, indem er seine Gesichtsfalten anmuthig verzog. „Wird nicht viel sein, wenn nicht die verehrte Prinzessin Durchlaucht und die Fräulein Hofdamen das Beste thun! Nur nicht wieder eine vergoldete Ruthe, lieber wieder ein Marzipandöckchen, das kann man doch aus Liebe aufessen. Wenn ich einen Christwecken, so groß wie ich selbst, bekomme, einige Dutzend braune und weiße Mandel-

kuchen, ein Schock Aepfel, ein Schock Nüsse, einen Wachsstock und einige Ducaten, so schlage ich vor Freuden den schönsten Burzelbaum, den jemals ein beliebter Kammerzwerg vor hohen und höchsten Herrschaften zu schlagen die Ehre hatte. Wünsche allerseits wohl zu ruhen!“

„Nimmersatt! Plaudermaul! Spuk!“ riefen Lili und Sidonie ihm nach. Man hörte im Saale das Klirren von Löffeln und Tellern, Elert servirte die Tafel.

„So haben wir heute das Glück, zum Letztenmal für eine geraume Zeit, zusammen zu speisen, doch ohne Beisein Ihrer Durchlaucht, der Fürstin,“ nahm Prinz August das Wort, indem er nicht ohne Schmerz an den auf den morgenden Tag anberaumten Abschied dachte; Graf Eichwald warf bei diesen Worten einen trüben Blick auf die Prinzessin, und diese erbebte innerlich. Es lag in diesen Worten ein ernster Wink, ernst an die Zukunft zu denken. Die nächste Wiederkunft des Prinzen brachte ihn als ihren erklärten Bräutigam, die diplomatischen Verhandlungen zwischen den beiden Höfen waren ihrer

Erledigung nahe. Lulu's Herz senkte seine Schwingen aus Eichenlaub, die es kaum vorher in hoher Gedankenseligkeit so froh entfaltet, wie eine Frühlingssylphe, die die Hülle der Chrysalide zersprengte.

Wieder drohte ein peinlicher Moment. Wer sollte den vom Prinzen angeschlagenen Ton von Trennung und Abschied fortklingen lassen? Wer wollte es? Keiner, Keine. Jedes saß oder stand einige Minuten tief gedankenvoll. Der hohe Gast sann darüber, wie er seiner Liebe leben, liebende Herzen nicht trennen, und vor der Welt doch nicht sich und die Geliebten kompromittirt sehen wolle. Lulu dachte daran, wie das kommende Verhältniß sich gestalten — und ob über ihrer heißen Liebe zu Eichwald, die vor der Welt niemals offenbar werden durfte, ihr Herz brechen werde? Eichwald hatte Grund, in bangen Befürchtungen zu zagen, daß er vom steilen Felsgipfel seiner hohen Strebelust in den tiefsten Abgrund stürzen werde; Lili sah im Geist die Prinzessin als des Prinzen Gemahlin von dannen ziehn, und sich vergessen und verschmäht zurückbleiben, und Ernst erblickte alles um sich farblos, Gegenwart und

Zukunft farblos, winterbleich. Elert meldete, daß servirt sei. August führte Lulu, Eichwald Lili, Ernst die wieder eingetretene Perlen zu Tisch. Die Abendtafel wollte heute nicht recht munden, und kein heitres Gespräch kam mehr in Gang.

Gedanken an einen nahe bevorstehenden Abschied, wenn dieser gleichzeitig mehreren Individuen schmerzlich fühlbar wird, wirken immer lähmend auf die Mittheilung. Hier war noch mehr, als der Abschied, und es drohten Trennungen der Seelen, um welche kaum erst Sympathie und geistige Verwandtschaft die süßesten Bande geschlungen, die zartesten Netze gewoben hatten. Für alle, wie sie da beisammen saßen, wurde das kommende Jahr, in welches man immer gern vom Christmond aus hinüberblickt, ein wichtiges, verhängnißvolles, und sie wußten nicht, ob die verheißenen Rosenkränze viel oder wenig mit Dornen durchwoben, ob die Pfade von Sonnengold beschienen, oder von Donnerwolken überhangen sein würden.

Eine Assemblée.

Durch die lichthellen weiten Räume und Galerien des fürstlichen Residenzschlosses rauschte Festlust. Es war großer Courtag am ersten Januar des neuen Jahres gewesen, es hatte Titel und Orden geschneit, und die von Ministern, Räthen, Hofchargen, von Geistlichkeit, Militär, Magistrat und allem, was sich bei Hofe empfehlen wollte, feierlich beglückwünschte Herrschaft revangirte sich durch eine große Assemblée, bei welcher Fürstin Sophia einen standesgemäßen Aufwand niemals fehlen ließ. Ein reich mit Stukaturbildnerei und Frescogemälden dekorirter Saal umfing die junge Welt zu einem glanzreichen Bal paré, während in den anstoßenden Zimmern Spieltische arrangirt waren, diejenigen Herren und

Damen zu vergnügen, deren Füße sowohl der Tanzlust, als langem stehenden Zuschauen den Dienst versagten. Zwei Büffets, reichlich mit allem versehen, was nur eine raffinirte Gourmandise an Leckereien und feinen Weinen wünschen mochte, boten ihre Spenden den Lüsternen dar. Alle Kammer- und Hoflakaien, Jäger, Laufer, Mohren und Haiducken prangten in blitzenden Gallalivreen; die herrschaftlichen Treibhäuser waren entleert, und ihre südlichen und tropischen Pfleglinge schmückten anmuthig geordnet die Festräume. Unter einer durchdufteten Laube von Blumen und Orangenbäumen standen im zierlichen Halbkreis die Sessel der Fürstlichkeiten. In zwei riesigen Kaminen loderten und züngelten bunte Flammen, blau, grün und roth, selbst die wohlthätige Kraft des Elementes zu verschönen, sie dem Auge erfreulich erscheinen zu lassen, war man bedacht gewesen. Pipi war ganz neu in Gold und Scharlach gekleidet, prunkte wie ein Pfau, und hatte für den heutigen Abend keine andre Funktion, als seine Herrin zu bedienen, und darauf Acht zu haben, daß Mäusle und Schnäuzle in ihrem

Korbe und auf ihren Sammtkissen blieben, welcher neben dem Thronsessel der Fürstin stand, da sie sonst, wenn sie den Korb verließen, leicht unter die Füße der Anwesenden hätten gerathen können.

Die hohen Herrschaften waren im höchsten Staat; die Fürstin Mutter war übersät von blitzenden Diamanten; Fürst Friedrich, der noch immer nicht von seiner Gewohnheit abließ, an Prunktagen sich im Glanze seiner Väter sehen zu lassen, erschien in einer reich mit Gold verzierten Silberrüstung, im Schmuck seiner Orden, in einem Staatskleid von Purpursammt, und in einer lockenreichen Alongeperücke. Die beiden Prinzen, seine Neffen, zeigten sich in gewählterer, zierlicher Tracht, reich mit Stickerei bedeckt, und die Prinzessin war im Glanze ihres Festputzes, weit mehr aber nach ihrer hohen Schönheit eine allbezaubernde wundersame Erscheinung. Aeußerlich wiegten sich auf dem lilienweißen Hals, auf der Alabasterpracht ihrer Schönheitfülle die funkelnden Juwelen, die schweren Perlen, innerlich trug sie die Last des heißesten Sehnsuchtschmerzes. Er war fern, der Stern, nach dem ihr Herz verlangte, und näher

trat mit jedem Tage die gefürchtete Entscheidung ihres Looses. Auch Lili war reich geschmückt, zog die Augen aller Bewunderer wahrer Frauenschönheit auf sich, aber kein Gefühl der Freude bewegte ihr Inneres; das Lächeln, das auf ihrer Stirne thronte, war erzwungen. Niemand wußte es, außer Lulu, die schwesterlich gesinnte Freundin.

Fürst Friedrichs Blicke wurden magnetisch von dem hohen Liebreiz angezogen, der das ganze Wesen der Prinzessin umfloß. Er nahte ihr, sprach freundliche Worte zu ihr, führte sie zum Tanze. Prinz Ernst zog Lili auf; Marie von Perlen schritt an ihres Verlobten Seite, der ihr steif und ceremoniös nahte, und anfangs kaum ein Wort wagte. Freier entfaltete sich die Conversation unter den beiden ersten Paaren, doch so, daß Niemand vernahm, was diese untereinander flüsterten.

„Nun wird meine theure Nichte bald aus diesem Kreise scheiden, und es wird sein, als wenn der schönste Stern von Himmel schwände," sprach Fürst Friedrich zur Prinzessin.

„Wie so, mon cher Oncle?" fragte Lulu leicht-

hin, indem sie that, als ob sie nicht verstehe, worauf Friedrich hinziele. „Wo ist der Himmel? Wer ist der Stern?“ „O Du verstehst mich, mein Kind!“ fuhr er fort. „Ich will nicht sagen, daß unser Hof ein Himmel sei, die Frau Schwägerin und Bruder Albert sorgen schon dafür, diesen Himmel uns oft zur Hölle werden zu lassen, aber der Stern, das bist Du! Du wirst Dich dem Prinzen August vermählen; liebst Du den Prinzen?“

„Mon Oncle!“ rief Lulu leise, mit einem schmerzlich seelenvollen Blick, der ihm genug hätte sagen können, wenn er diesen Blick hätte verstehen wollen.

„Ich wünsche so sehr Dein Glück,“ fuhr er fort. „Ich wünsche, daß Dein Herz Deine Wahl bestimme, noch bist Du frei. Wenn Du Prinz August nicht liebst, die Verbindung nicht eingehen willst, gibt es noch einen Ausweg, aber nur durch mich, mir mußt Du vertrauen, mir Liebe schenken, Deine Hand muß die meine erfassen, diese führt Dich sicher zum Hafen des Glücks.“

Lulu zitterte; was hätte sie antworten können, und was thun, um nicht die Bewegung ihres Innern

den Hunderten kund werden zu lassen, deren Blicke auf ihr ruhten. Sie stand ruhig in der Feuerprobe des höfischen Taktes, und schien ganz willig und freundlich dem sie unterhaltenden Onkel das Ohr zu leihen. Dieser sprach weiter: „Stoße Dich nicht an meine Jahre, Kind, an mein ergrauend Haar. Mein Herz ist noch jugendfrisch, ich bin an Kraft ein Jüngling. Ich habe allzulange ein fühlendes, mich verstehendes Herz gesucht, und es nicht gefunden. Ich wähnte die Menschen gut, und täuschte mich, zur Buse meines Irrthums hat der Gram mir Asche auf's Haupt gestreut, davon schimmert so weißlich mein Haar.“ Der beginnende Tanz überhob Lulu der Antwort, sie athmete seufzend auf.

Auch Prinz Ernst hatte zu Lili gesprochen, und der Gluth, die ihn verzehrte, beflügelte Worte geliehen. Seine blühenden Wangen waren bleich geworden, und seine Haltung war minder edelstolz, wie früher. „Liebe Lili,“ hatte er trüb scherzend begonnen: „noch keine Hoffnung für mich und meine Liebe? — Die Leute sagen alle, ich sei ein hoffnungsreicher, hoffnungsvoller Prinz, ach wie unwahr reden

sie! Wüßten sie nur, wie hoffnungsarm, wie hoffnungsleer ich bin. Lili, Du bist grausam, Du quälst mich zu Tode!“

„Prinz, Sie sind es selbst, der quält, mich, wie sich,“ entgegnete Lili. „Verderben Sie uns beiden doch nicht den schönen Abend! Lassen Sie mit dem alten Jahre die alten vergeblichen Wünsche begraben sein und vergessen Sie nicht, was Sie den Ihrigen, sich selbst und endlich auch mir schuldig sind.“

„Sonst sprach Lili anders, war freundlicher. O schönes Sonst!“ seufzte der Prinz.

„Wir waren Kinder, Ernst!“ erwiederte sie mild, als sein wehmutherfülltes Herz an die Glocke der Erinnerung schlug. „Wir waren Jugendgespielen, wollen wir nicht Jugendfreunde bleiben? Ihre Freundin, Prinz Ernst, darf ich sein, will ich sein! Fordern Sie nicht mehr, ich kann es nie gewähren.“

Der Prinz hörte ihre Worte mit einem bittersüßen Lächeln, auch dieses Gespräch unterbrach der Beginn des Balles.

Der verlobte Tänzer Marie's von Perlen hatte

begonnen, seine Braut mit Hofneuigkeiten zu unterhalten.

„Wissen Sie, meine Theure, daß unsre Fürstlichkeiten jeden Augenblick einen unerwünschten und ungebetenen Gast zu erwarten haben? Fürst Albert wird ankommen, vielleicht noch heute Abend, vielleicht zum Balle.“

„Der leidenschaftliche Mann! Es freut mich doch, ihn kennen zu lernen!“ antwortete halb fragend die Braut, die erst nach des Fürsten Trennung von seinen Geschwistern an Sophia's Hof gekommen war — und der Oberforstmeister stutzte über diese unerwartete Antwort. Seine Sache war Leidenschaftlichkeit nie gewesen, er hatte sich stets nur an seine ihm angewiesenen Reviere im Forst, und an seinen strenge und enggezogenen Kreis am Hofe gehalten. Es lag auch nicht in seinen Wünschen, daß seine junge Frau leidenschaftlich sei; sie war es auch nicht, aber er fürchtete, sie sei's.

„Es wird wieder Scenen setzen, wenn die hohen Herren Brüder zusammentreffen. Fürst Albert ist ein entsetzlicher Mann, wenn er gereizt wird und

losdonnert," plauderte von Wangen weiter, der aus Erfahrung sprach. „Ich habe gehört, er könne sehr liebenswürdig sein, liebenswürdiger wie sein finsterer, in sich gekehrter, und dabei von Ministern und Günstlingen lenksamer Bruder."

„Um Gotteswillen, leiser, oder lieber ganz still, meine Gnädige, Theuerste!" flehte von Wangen flüsternd, und das Blut stieg ihm in's Gesicht. „Wenn Jemand eine solche Aeußerung hörte! Ich habe wahrhaftig keinen Grund, diesen unleidlich eigensinnigen, menschenfeindlichen, mißtrauischen und schwachen Herrn zu verehren — allein — ich diene der Fürstin doch nun einmal, bin ihr zu Treue verpflichtet, er ist der nächste Agnat, Mitvormund — und sein Bruder — nun, der wird Ihnen gewiß so wenig gefallen, wie er. Sie haben gewiß von seiner gräßlichen Mesalliance gehört, und verabscheuen dieselbe pflichtschuldigst."

„Hm," lächelte Marie zur höchsten Pein ihres höfischsteifen Bräutigams. „Verabscheuen wäre wohl zu viel gethan in einer Affaire, die mich nichts angeht, und die zu der Dienstpflicht einer Ehrendame in

keiner Beziehung steht. So viel ich davon vernommen, so folgte der Fürst seinem Herzen, hielt als ein Mann von Ehre sein Wort, und zwang Niemand, sein Wort zu brechen, außer etwa jenen unseligen, erzwungenen Reisebegleiter der damaligen Kammerfrau, nunmehrigen Fürstin.“

Dem Oberforstmeister begannen die Kniee zu schlottern, und der Odem zu stocken. „Mein Gott, Fräulein — Sie wissen? Woher wissen Sie? Warum martern Sie mich — konnte ich anders handeln? Sollte ich um der Person willen mich todt schießen lassen?“ —

Marie erschrack — sie erfuhr eine uralte Neuigkeit, und rief ganz bestürzt: „Sie also waren jener unglückliche Auserkorne? Ich falle aus den Wolken, und bitte tausendmal um Verzeihung, wenn meine Frage Sie alterirte.“

Der konsternirte Fünfziger stammelte einige Ach und Oh, als die beginnende Ballmusik ihn erlöste, und ihn nöthigte, die vorschriftmäßigen Pas des Contretanzes so zierlich zu beschreiben, als seine etwas steifen Füße zuließen, wobei er Veranlassung

fand, sich nicht zu verhehlen, daß er auf einem Pürschgang oder Parforcejagdritt besser an seinem Platz sei, als hier auf dem glatten Parket. —

Fürstin Sophia schaute von ihrem Thronsessel aus stolzprunkend dem Tanze zu in einsamer Hoheit. Ihr war nicht unbekannt die Neuigkeit geblieben, welche so eben der Oberforstmeister seiner Braut vertraut, und bei aller Energie ihres Willens, bei allem Trotz ihres Gemüthes, zitterte sie doch dem verkündeten Nahen ihres verhaßten Schwagers entgegen, und hatte Grund, sich nicht auf sein Kommen zu freuen, denn sie hatte sich abermals eines großen Unrechts gegen ihn schuldig gemacht. Es war ihm bis jetzt die Werbung des benachbarten Fürsten um die Hand der Prinzessin Luise für den erstgebornen Sohn jenes Hauses noch nicht gemeldet worden, und der Gedanke an ihn vergällte ihr die Festfreude; denn das konnte sie sich mit Gewißheit voraussagen, daß er diese Vernachlässigung, nicht die erste, die ihm zu Theil ward, schwer empfinden, und nach seiner heftigen Weise nicht schonend rügen werde.

In dem hohen und vornehmen Kreise, der die

der Assemblée bestimmten Gemächer erfüllte, gewahrte man einen sehr gewählt, doch altväterisch aufgeputzten Mann mit blinkendem Stahldegen an der Seite, von ziemlicher Korpulenz und dabei untersetzter Statur, welcher zumeist an den Büffets erblickt wurde; sobald er jedoch dort sich mit unterschiedlichen Leckereien gelabt, entschlüpfte er wieder den Salons, und trieb sich bald unruhe= und hastvoll auf der kalten Galerie umher, bald trottete er die Treppe hinab, lugte in den Schloßhof, und kam, wenn ihn fror, wieder in die Zimmer zurück, verschmähte dabei auch nicht, in das Garderobezimmer einzutreten, welches seine Thür hinter dem Orchester nach dem Ballsaal öffnete. Dieses Zimmer war voll nicht hoffähiger Zuschauer und Zuschauerinnen, welche gern aus bescheidner Entfernung den Glanz des Hofes sehen, und die herrliche Tanzmusik hören wollten. Das Publikum, welches hier also zusah und zuhörte, bestand meistens aus hübschen Kammerjungfern, Töchtern der Musiker, der Lakaien, nebst einem Theil ihrer Liebhaber. Um die jungen Mädchen nun schmunzelte besagtes Männlein gar süß und

anmuthig, und brachte allerlei Neujahrsscherze und Wünsche an, die den Jungfern hohes Roth auf die Wangen trieben, verabreichte auch wohl an diese und jene Schöne ein Marzipanmännlein, eine candirte Frucht, einen Bonbon, eine Herzmorselle, einige gebrannte Mandeln, und dergleichen süßes Naschwerk, das er an den Büffets mit geringer Bescheidenheit an sich zu bringen gewußt, und hatte sich gar complaisant und scaramuzig. Dieses Männlein war nun kein andrer, als Herr Nehmrich, der Kommerzienrath und Steuereinnehmer, welcher seinen Verdruß, von der regierenden Herrin am heutigen Glückstag für so Viele, nicht auch mit einem höhern Titel beglückt worden zu sein, zunächst mit süßen Sekten dämpfte und dann mit aller Ungeduld der Ankunft des Fürsten Albert harrte, dem er sich dienstbarer als sonst zu erzeigen sich ernstlich vorgenommen. Die Nachricht, daß der von seinen Agnaten so auffallend vernachlässigte vortreffliche Fürst vielleicht noch an diesem Abend anlangen werde, war auch zu Herrn Nehmrich gedrungen, und der erblickte in diesem, dem Hofe unwillkommenen Kommen eine

Rache für die versagt gebliebene Titelsteigerung, auf die er mit aller Zuversicht eines eiteln Mannes gehofft, der gern sein inneres Nichts mit dem Hohlprunk nichtssagender Chargen maskirt sieht. Da nun das Garderobezimmer der Haupttreppe am nächsten war, Herr Nehmrich aber darauf lauerte, der erste zu sein, welcher den ankommenden Herrn demüthiglichst begrüßte, und sich in dessen Gunst um so mehr zu setzen, weil theils Unklugheit, theils Klugheit viele andre Diener abhielt, Jenem mit gebührender Devotion zu begegnen, so verweilte er gern in diesem Zimmer, fast immer sprungfertig, unruhig nach jedem Geräusch auf der Galerie lauernd, dazwischen aber, damit man seine komische Ungeduld nicht merke, äußerst redselig und jocos. Er sprach zwar leise zu dem Cirkel, der ihn lächelnd umstand, doch vernehmlich genug, und durfte dies, denn es deckte immer ein Theil der Zuschauer die offne Flügelthür ganz, so daß Niemand von der geladenen Haut-Volée des Städtchens ihn unter den ungraduirten und geringen Leuten erblickte. Er hielt eine kleine Festrede an sein kicherndes Publikum, denn er war

— er wollte es sein, mindestens scheinen — heute guten Humors, nicht so grobdiensteifrig, wie damals beim Fischzug und auf der grünen Insel, vielmehr im Sinn und Geist seiner Zeit sehr unterhaltend. „Seht, meine hochverehrten Jungfern,“ schwatzte Herr Nehmrich: „heute schreiben wir den ersten Januar, kommt her vom Janus, einem Gott mit zwei Gesichtern, das eine ernst, das andre lachend, so heißt auch Janua eine Pforte, und diese wird gleichsam durch den heutigen Tag in das neue Jahr fürgebildet. Nehmen wir nun des Janus ernstes Gesicht, so präsentirt sich zum Exempel da draußen unsern Blicken der schöne fürstliche Saal, diesen will ich zum neuen Jahr unsrer durchlauchtigsten Fürstin, ja allen anwesenden hohen Häuptern schenken. Sein meister Zierath besteht in schönen blauen Vorhängen und bunten Hautelissen, und weil blau die schönste Farbe und Leibfarbe des Himmels ist, so will ich jenen beiden Engeln, von Stukatur, welche eine Krone über dem fürstlichen Wappen halten, einen blauen Teppich in die Hände geben, mit der Aufschrift:“

„Des hohen Himmels Güte
Ihr Fürsten euch behüte!“

„Nicht minder soll unsrer gnädigsten Herrin jener prachtvolle Spiegel im Saale geschenkt sein, und wenn sie in den Spiegel sieht, soll sich eine aus den Wolken hervorstrahlende Sonne allegorisch präsentiren, mit der Beischrift:“

„Dieser Freudenschein stell' sich öfters ein.“

„Habe ich euch, liebwerthe Jungfern nun das ernste Gesicht meines Janus sehen lassen, so will ich mich nun mit dem hintern Gesicht zu euch wenden, und euch auch etwas verehren und von meiner Zahnbrecherbühne herab euch an die Köpfe werfen. Bei der Bühne jedoch fällt mir ein, daß meine Grandezza gestern Willens war, die Opera und Ballet zu sehen, als ich aber unten wollte hineingehen und folgends die Wendeltreppe hinaufspazieren, so wurden von den Hatschierern zu Fuße die langen Springstöcke vorgehalten, also der Paßport verengt, und mußte meine Excellenz nicht ohne sonderbaren Verdruß großgünstig abziehen. Bin aber deswegen nicht

böse auf die Soldaten, und wollte ihnen gern zum neuen Jahr einen neuen hölzernen Esel schenken, wenn nicht der alte noch gut genug und des Reiters so gewohnt wäre, daß er keinen herunterwirft. Euch nun, ihr schönen Jüngferchen, breche ich zum neuen Jahre von den Bäumen meines Lustgartens der Wünsche eine Zitrone, als ein Bildniß eurer Trauer darüber, daß ihr noch keine Männer habt. Was sollte ich sonst euch schenken? Neue Schuhe — da weiß ich nicht, welche Farbe euch heute beliebt, denn wenn ihr gestern weiße truget, müssen es heute gelbe, und morgen blaue sein; hattet ihr gestern Bänderchen daran, so müssen heute silberne Schnällchen darauf blitzen; doch halt — da ihr gern spazieren geht, so verehre ich euch, damit ihr doch nicht ganz, wie sonst gewöhnlich, leer ausgeht, draußen den schönen Schloßgarten sammt allen zur Frühlingszeit darin wachsenden Blümlein, singenden Nachtigallen, und zur Herbstzeit reifenden Früchten. Da suche sich jede nun, was ihr am besten gefällt, Liebstöckel, Herzgespann, Augentrost, Jungfernhaar, Frauenbiß, Frauenbettstroh, Altermannsbart, Knabenkraut, guten

Heinrich, Junggesellenknöpfe, Liebesäpfel, Hagebutten, und so fort."

Herrn Nehmrichs gedrängte Zuhörerschaft lachte und zischte, plötzlich war es dem stets Aufmerksamen, als vernehme er das dumpfe Rollen eines Wagens, und alsbald durchbrach er die Reihe der, der Thür zunächst Stehenden und schoß auf die Galerie hinaus, vor zur Schloßtreppe; der schallende Auftritt eines Mannes ward laut hörbar durch die Galerie, und als der Kommende sichtbar ward, rannte Nehmrich stracks zurück und nach der Hauptthüre, wo er, so laut er konnte, den Lakaien im Vorzimmer zurief: „Seine Durchlaucht, Fürst Albert kommen!" daß es bis in den Saal drang und dort Aufmerksamkeit erregte. Drei Sekunden darauf stand er schon in devotester gebückter Stellung vor dem hohen, in einem Mantel gehüllten Manne, der kaum das blitzende Feuerauge auf ihn richtete, und stotterte einen langen Gratulationssermon her, darin er seine unterthänigste Wenigkeit zu hohen und höchsten Gnaden rekommandirte.

„Wer ist Er? Was will Er? Warum tritt Er

mir in den Weg?“ fragte rasch, doch nicht heftig, Fürst Albert, denn dieser war in der That der Gekommene, „bin ich doch entwöhnt worden, daß man hier zu Lande vor mir sich bückt, rührt doch die Wache ihr Spiel nicht vor mir, tritt nicht in's Gewehr und präsentirt nicht!“

Der vorhin so überströmend Redselige erschrack vor dem strengen Blick, dem ernsten Ton, und stammelte: „Euer Durchlaucht unterthänigster Knecht, Nepomuk Nehmrich, wohlbetrauter Kommerzienrath und Steuereinnehmer wollte nur submissest seine Freude — über höchstdero erfreuliche Ankunft an den Tag zu legen, sich allerunterthänigst unterstehen, und sich — zu höchsten Gnaden — empfehlen.“

„Empfehle Er sich, Speichellecker!“ sprach verächtlich Fürst Albert, und schritt vorüber; im Augenblick lag Herr Nehmrich auf der Nase, und stieß einen Schrei des Schrecks aus, denn eine englische Dogge, so groß wie ein Füllen, schoß plötzlich ihrem Gebieter nach, und rannte den immer noch den Winkel äußerster Devotion Bildenden über den Haufen.

Der vorhinnige Ruf des Gefällten hatte im Tanz-

saal Allarm erregt, die Musik schwieg auf einen Wink des Oberhofmarschalls, „Fürst Albert flüsterte es durch die glänzenden Reihen, die fürstlichen Personen, Friedrich, Ernst, Karl und die Prinzessin traten zu den Seiten der Fürstin, welche äußerlich ganz ruhig auf ihrem Thronsessel sitzen blieb, auch Friedrich ließ sich nieder, und saß heiß und steif, wie ein buntbemaltes Steinbild, neben ihr. Die Herren und Damen des Hofes ordneten sich in einen großen Halbkreis, die übrigen Diener bildeten bescheiden zurückgezogene Gruppen, die jungen Damen standen erwartungsvoll vor den langen Reihen der Stühle, und die kleinen Herzen klopften stärker, ohne daß sie wußten, warum. Ein Ausdruck von Spannung lagerte sich über alle Gesichter. Der Erwartete zögerte noch; er war in ein Seitenzimmer getreten, wo sein mitgekommener Kammerdiener ihm den Mantel abnahm, und mit raschem, kunstgeübtem Finger das Festgewand ordnete, in welchem der Fürst erschien. Eine Schaar Lakaien bildete mit Windlichtern auf der Galerie eine Gasse, und durch diese schritt jetzt Fürst Albert stolzen, hallenden

Ganges hindurch; die Flügelthüren flogen auf, er trat in den Festsaal. Wenn der deutsche Kaiser, die Krone Karls des Großen auf dem Haupt, eingetreten wäre, seine Erscheinung hätte unmöglich imponirender sein können. Albert's Gestalt war groß, füllereich, mannhaft, von edler und stolzer Haltung; der halboffne lichtblauseidne Staatsrock ließ einen goldnen Brustharnisch wie einen Spiegel blitzen, über den ein sehr breites, gewässertes blaues Ordensband lief. Auf der linken Seite strahlte groß und funkelnd der achteckige Stern, umgeben von militärischen Ordenszeichen. Das übrige Kostüm des Fürsten war modisch und elegant, man konnte seinen Anzug prächtig nennen. Das frei und würdevoll gehaltene Haupt trug kein Lockengebäude fremden Haares mehr, es zeigte in geschmackvoller Frisur die Fülle eigner Locken; aus großen, am Knöchel geschlossenen Manschetten traten feine, weiße, reich beringte Hände; auf der Halstuchschleife war eine kostbare, in Gold gefaßte Antike als Nadel sichtbar. Mit einer würdevollen Freundlichkeit grüßte der Fürst zuerst die ganze Versammlung, in der sich jedes Auge auf ihn

richtete; der Oberhofmarschall winkte, ein schmetternder dreimaliger Tusch der Musik toste bewillkommnend. Erfreut und geschmeichelt trat Fürst Albert einige Schritte vor, und grüßte noch einmal, und als sich jetzt, ihm gegenüber, Fürstin Sophia langsam von ihrem Sessel erhob, ging er gerade auf diese zu, küßte ihr die Hand, umarmte flüchtig seinen Bruder Friedrich, dann ebenso den Erbprinzen, küßte herzlicher den Jüngsten, und reichte freundlich seine Hand der Prinzessin, welche mit tiefer Verneigung diese ehrfurchtsvoll an ihre Lippen zog, und in diesem Augenblick höchst lebhaft an die „Liebesgeschichte“ dachte. Mit dem Scharfsinn eines Weibes fühlte Lulu jetzt heraus, daß jener Philine durch diesen Mann das Glück einer Königin zu Theil geworden sei, und wäre er statt ein Fürst, der ärmste Unterthan gewesen. Es waren Jahre vergangen, seit sie den Onkel nicht gesehen, sie war noch ein Kind, als er sich von seinem väterlichen Hofe trennte, ach, was war gegen diesen Mann ihr Onkel Friedrich? Ein bleicher Schatten! Nur ihr eigner Vater, das erinnerte sie sich, hatte Wohlgestalt und den überwälti-

genden Blick der Hoheit mit Fürst Albert gemein gehabt. Sie fühlte, daß dieser Onkel unwiderstehlich sei.

Mit wenigen, aber äußerst gewählten Worten entschuldigte der Fürst gegen die Schwägerin seine überraschende Ankunft, bedankte sich für den freundlichen Willkommen und Empfang, und gebot, das Vergnügen nicht zu unterbrechen. Der Oberhofmarschall gab auch sogleich das Zeichen zum Wiederanfang der Tanzmusik, unbedingt der geistigen Superiorität des Fürsten Gehorsam leistend.

Die Freude hatte ihren Fortgang, nur der Fürstin, nur Friedrich war sie gestört. Keins von beiden fragte nach der Gemahlin Albert's, keins nach seinen Kindern, wie doch sociale Höflichkeit erfordert hätte, wie Albert, der mit guter und versöhnlicher Gesinnung gekommen war, erwartet hatte. Kühle Gratulationen, förmliches und gezwungenes Gespräch, oft nur halbes Redestehen auf Fragen, die Land und Regierung betrafen, war alles, was dem zu Theil wurde, der ein unlieber Gast war in seines Vaters Hause. Selbst der Erbprinz zeigte sich fremd und

betreten gegen ihn, obgleich er den Onkel als Menschen zu achten gezwungen war; man hatte ihm allzuviel Schlimmes von Albert beigebracht, selbst der Vater Ernst's hatte in stetem Hader mit dem Bruder gelebt, und da ohnehin des Prinzen Stimmung eine schmerzlich trübe und traurige war, so vermochte er auf keine Weise, dem Onkel freundlich entgegenzukommen; dagegen fand dieser in Lulu's Benehmen gegen ihn viel offne Herzlichkeit, die ihn mit den Uebrigen aussöhnte. Weshalb Fürst Albert aber eigentlich gekommen war, blieb allen Betheiligten noch ein Geheimniß, und gar mancher Hofherr mußte den nagenden Wurm der Neugierde, ja selbst der Befürchtung von der glanzvollen Assemblée nach Hause tragen, die bald nach Mitternacht endigte.

Des Hauses finstrer Geist.

Fürst Albert besuchte seinen Bruder. Manches war schon zur Sprache gekommen, was nicht angenehm berührt hatte, am unangenehmsten jedoch fühlte sich Fürst Friedrich von der stolzen Sicherheit im Wesen Albert's, von dessen günstiger Uebermacht berührt. Sein eignes scheues mißtrauisches Wesen, seine ältliche, gedrückte Gestalt gegenüber der kräftigen, vollblühenden, hochherrlichen des Bruders bildeten einen für Friedrich's Empfindung äußerst drückenden Kontrast. Albert war mehrere Jahre jünger, und sein lebhafter Geist, durch Wissenschaften gebildet, erst durch eine hohe Liebe beseligt, jetzt durch Gatten- und Vaterglück befriedigt, dabei vielfach regsam und nach allen Seiten hin strebend, goß

auch über den wohlgestalteten Körper den Glanz einer fesselnden Schönheit. Sein Auge blickte stets siegreich, seine Blicke waren die Herolde seines unbeugsamen, überall durchfahrenden, alles, was er wollte, durchsetzenden Herrscherwillens, den er jedoch nie an Unrechtmäßiges setzte. Auch Friedrich war von der Natur nicht vernachlässigt, auch er verachtete, wie sein Bruder, die conventionellen Formen, so bald diese den Anschein nahmen, sich auf andre Gebiete, als auf die der socialen Sitte und der Menschen- wie der Standeswürde, beschränkend auszudehnen, aber er bewegte sich in allzu engen Schranken des alltäglichen Lebens, umgab sich oft mit Kleinlichem, kümmerte sich um Kleinliches, und ließ sich dasselbe so nahe kommen, daß es ihn oft verstimmte und ärgerte. Er lieh den Klatschereien der Hofdienerschaft ein Ohr, er mischte sich in ihre Privatangelegenheiten, und fand dann, wenn sich die Niedrigkeit — oft auch die Niederträchtigkeit — in ihrer ganzen Blöse seinem Auge darstellte, Anlaß, die Menschen zu verachten. War es nun einmal geschehen, daß er sich verletzt fand, oft durch eigne

Schuld, oft durch unberufenes Eindringen in Dinge, die seiner hohen Sphäre fern lagen, dann war er lange wortkarg, scheu, schloß sich in sein Zimmer, oder ritt halbe Tage lang spazieren, um im Anhauch der ewig gleich bleibenden Mutterliebe der Natur von dem Schmerz zu genesen, den ihm die Menschen verursachten, den ihm das Leben auferlegte. —

„Alles höre ich, und muß ich hören, durch fremden Mund, was im Lande, was am Hofe Wichtiges vorgeht!“ sprach im Tone des Vorwurfs Fürst Albert. „Eure Liebe ließe mich jahrelang nachrichtlos.“

„Eure Liebe richte nicht lieblos!“ gegenredete Fürst Friedrich. „Uns ist wohlbekannt, daß spionirende Kreaturen als Correspondenten bezahlt werden, die Alles, was vorgeht, treulichst berichten und referiren, wozu sollten wir uns bemühen, dem Herrn Bruder das durch die Post zu schreiben, was demselben weit schneller durch Estaffeten zugetragen wird?“

„Der Herr Bruder vergesse nicht, was man am Hofe, im Geheimrathskollegium, in Kammer und Kanzlei widerrechtlich und absichtlich zu vergessen

scheint: daß ich Mitvormund und Mitregent bin!“ erwiederte darauf Fürst Albert mit strengem Ton und Blick. „Damit aber solches angebliche Spioniren und Zutragen fürder hinwegfalle, bin ich gekommen, euch anzukündigen, daß ich mich bewogen gefunden, nunmehro meine Residenz hier aufzuschlagen, und demnächst mit meiner Gemahlin Liebden, mit meinen Prinzen und Prinzessinnen unsern solennen Einzug allhier zu halten.“

„Glück zu, mein Bruder! Was wäre denn, das Du nicht ertrotztest, wenn Du es zu ertrotzen Dir vorgenommen. Doch sei nicht allzustolz auf das Dir eingeräumte Recht, auf die Deiner Frau —“

„Meiner Gemahlin!“ betonte Albert unterbrechend.

„Zu Theil gewordene Standeserhöhung,“ fuhr Friedrich fort: „Es kann über Nacht leicht anders werden. Nicht jeder Kaiser ist schwach, und was unsre Regentschaft betrifft, so wird diese beiderseits bald zu Ende sein, denn Ernst wird noch in diesem Jahre mündig. Laß uns davon abbrechen, wir eini-

gen uns über den einen Punkt, der die Ehre unsres Hauses betrifft, doch nie.“

„Nein, wie es den Anschein hat, nie!“ bestätigte Albert, fuhr aber fort: „Den Neffen finde ich ganz anders, als ich mir ihn gedacht. Ich hoffte in ihm einen blühenden frischen Jüngling zu erblicken, voll thatkräftiger Gesinnung dem Throne zureifend, und sehe ihn scheu, bleich, verschlossen. Was ist das? Ist er krank? Hat er vielleicht auch die Krankheit des Hasses gegen mich und die Meinen, von der euer ganzer Hof angesteckt ist? Habt ihr sie ihm aufgeerbt?“

„Wir nahmen uns die Mühe nicht,“ antwortete Friedrich. „Der Prinz wird des Kummers und des Aergers eingedenk sein, den Eure Liebe seinem in Gott ruhenden hochseligen Vater, unsres Bruders Liebden, verursachte.“

„Du verwundest mich nicht, Fritz,“ sprach auf diese bittre Replik Albert gelassen wieder: „Ich habe so oft wider den Stachel lecken müssen, daß eure Reden mich nicht mehr tangiren, als ein Mückenstich meine Haut. Gib mir auf meine, unser Haus

betreffenden Fragen gebührlichen und ehrlichen Bescheid. Des verlebten Bruders Kinder sind so gut meine Mündel wie Deine und der vortrefflichen Frau Stiefmutter ihre. Ihr wollt Lulu vermählen, höre ich?“

Diese Frage gab dem gegen seinen jüngern Bruder so gehässigen Ideengang Friedrich's eine andre Richtung, denn sie fiel ihm bleischwer auf das Herz. Er erröthete leicht, biß sich in die Lippen, und sprach verlegen: „Lulu? Ja — ob wir sie vermählen wollen? — Es hat allerdings den Anschein einer Vermählung, doch — mein Wille, ich gestehe es, ist nicht dabei.“

„Wie ist das zu verstehen?“ forschte Albert, des Bruders plötzliche Verlegenheit wahrnehmend. „Und warum ist nicht Dein Wille bei einer so ehrenvollen Bewerbung? Und wird Frau Sophia sonderlich nach unserm Willen fragen, wenn sie sich in den Kopf gesetzt hat, daß diese Verbindung erfolgen soll? Ich hörte Gutes von dem Prinzen August, obschon wir mit seinem Hofe in Prozeß liegen, er soll ein offner und redlicher Mensch sein, was hast Du gegen ihn?“

„Du stürmst mit Fragen auf mich ein, wie ein Inquisitor,“ nahm Friedrich fast bestürzt das Wort. „Wisse, Bruder Albert, daß ich meine Meinung für mich behalten werde. Ich habe ja kein Herz auf der Welt, dem sich das meine vertrauen kann; o Gott!“

„Das sind verwunderliche Reden, mein Bruder, die ich von Dir vernehmen muß,“ bemerkte Albert. „Ich bin es nicht, der die Herzen seiner Geschwister von sich stößt; wo mir noch Liebe entgegenkam, habe ich sie mit voller Herzlichkeit erwiedert, wo mir aber der blöde Dünkel, die spröde Hoffahrt, die offenbar feindliche Gesinnung in und über den Weg läuft, bekommen sie einen Tritt von mir, wie ein giftiges Gethier, ich verabscheue sie, ich zertrete sie, wie Nattern!“

„Bruder, ich habe das Leben satt!“ rief Friedrich grimmvoll bewegt aus. „Ich möchte mich in eine Felsenhöhle vergraben, und ein Klausner werden, fern von den Menschen und ihrem Treiben voll Lüge, voll Trug, voll Haß und Bosheit. Du bist mir feind, gibst mir anzügliche Reden zu hören, und thust mir, wo Du kannst, Tort und Dampf an;

was ich angebe, das tadelst Du; die Diener, die mir lieb sind und meinen Augen wohlgefallen, schmähst Du; die Befehle, die ich gebe, bespottest Du, und ich bin doch der Aeltere, ich! Der Schwägerin bin ich ein Dorn im Auge, sie übergießt mich, wo sie kann, mit der Lauge des Hohnes und Spottes. Die Neffen hängen mir nicht an; die Nichte — ein heitrer Stern — sie allein — sie wird heirathen und wegziehn, und es wird ganz dunkel um mich werden."

„Ei, ei, Fritz!" nahm nach dieser plötzlichen und Albert im hohen Grade überraschenden Expectoration dieser wieder das Wort: „Du pochst auf den Vorzug Deiner Jahre, bist älter als ich — und hast so wenig gelernt! Hast nicht gelernt, was ich, der Jüngere, frühzeitig lernen mußte: der Lüge Trotz bieten, den Trug vernichten, den Haß verlachen, die Bosheit mit Kaltsinn tragen. Was kann eines Weibes ohnmächtige, gallengetränkte Wuth Dich kümmern, was setzt eine giftige Zunge Dich in Harnisch? Sei ein Mann, sei in Dir selbst groß, und verachte die Welt."

„Ich verachte sie!“ rief Friedrich exaltirt. „Ich danke Dir für Deinen Rath. Es soll mir nichts mehr nahe gehen!“

„Wohlan, daran wird Deine Liebe weise handeln, und wir werden in Zukunft besser übereinstimmen,“ sprach Albert. „Da fällt mir ein, seid ihr mit eurem Hofgeistlichen wohl zufrieden, Ehren-Magister Kilian?“

„Ich mag ihn nicht leiden, aber in der Schwägerin Gunst hat er sich eingenistet. Sie hat zuweilen den frommen Raptus, und denkt wohl an ihr Stündlein, da muß Ehren-Kilian Trost spendiren. Er ist ein Frömmler, Heuchler und Erbschleicher!“

„Das ist mir lieb zu hören,“ antwortete Albert, und Friedrich fragte rasch und verwundert: „Wie so, Herr Bruder?“

„Weil wir dann ohne Belastung unsres Gewissens, wenn er nichts taugt, uns seiner entledigen, und ihn irgend einer bösen und verrufenen Dorfgemeinde, gleichsam als gnädige Strafe, zuschanzen können. Ich habe einen herrlichen und vortrefflichen Mann gefunden, geistreich, munter, soll ein tüchtiger Redner

sein, kenne ihn zwar nur aus Briefen, aber wahrlich, was er schreibt, athmet Feuer, Geist und Leben!“

Fürst Friedrich, stets gewohnt, gegen alles, was sein Bruder gut hieß, lobte und annehmbar fand, das äußerste Mißtrauen zu hegen, fragte, nicht ohne einen gewissen Spott im Tone: „Nun? Und wer ist, wo wohnt dieser nagelneue Wundermann und Apostel?“

„Er wohnt nicht allzuweit von hier,“ folgte Albert's unbefangene Antwort, „drüben über der Grenze; er ist jetzt noch Pfarrer zu Osthausen.“

„Ha! diese impertinente Bestie, die zum Pöbelspott mich machte!“ brach Friedrich in zornvoller Erinnerung aus. „So ist's Recht! Daran erkenne ich Dich! Solche Kreaturen müssen an den Hof!“

Albert war ganz verwundert über eine so plötzliche und heftige Exaltation Friedrich's, deren Grund er nicht einmal ahnen konnte; allein dieser glaubte, Albert wisse um den einstigen albernen Spaß jenes Pfarrers, und wolle, ihm zum Verdruß, den Mann in seine Nähe bringen, daher war auch Albert's Bemühen, begütigend zuzureden, ein vergebliches,

denn Friedrich schrie aufgebracht, indem er heftig am ganzen Leibe zitterte: „Es ist gut! es ist gut! ich kenne Dich! Des Teufels Tücke ist wider mich! Aber laß ihn nur kommen, Deinen Hanswurst, von der Kanzel sollen ihn die Stockknechte reißen, und zum Thor hinaus soll ihn der Büttel geleiten, nachdem ihm in der Hauptwache fünfzig Stockprügel aufgezählt worden sind!“

Fürst Albert schlug die Arme über einander, sah mit einem Blick voll unbeschreiblicher Hoheit den Bruder an, der ganz außer sich war, und sprach würdevoll: „So eben sagtest Du: Es soll mir nichts mehr nahe gehen! Und jetzt geberdest Du Dich, als habe Dich eine Tarantel gestochen! Was soll das? Was hast Du mit dem Mann, was gegen ihn? — Ich verstehe und begreife Dich nicht!“

Friedrich fühlte in der imponirenden Ruhe seines Bruders dessen ganze geistige Ueberlegenheit, hatte aber eben so wenig Lust, sich belehrende Aufklärung ertheilen zu lassen, als solche zu geben, sondern — er schwieg, sah vor sich hin, und beharrte in diesem trotzigen Schweigen, Albert mochte sagen, was er

wollte. Dieser sagte jedoch sehr wenig. Als er wahrnahm, daß Friedrich in seine, halb und halb unwillkührliche Schmollsucht verfiel, griff er nach Hut und Stock, schnalzte seiner riesigen Dogge, die langhingestreckt, am Kamin lag und augenblicklich aufsprang, und verließ mit den ernsten Worten des Bruders Zimmer: „Da ich keine Erklärung bekommen soll, mir aber nie eine Aenderung meines Willens durch irgend Wen abtrotzen lasse, so hat es bei der Sache sein Bewenden, und der Osthäuser wird mein Pfarrer!“ —

Friedrich knirschte mit den Zähnen, ballte beide Fäuste, als die Thüre hinter dem Gehenden zugefallen war, hinter ihm her, und war so sehr übermannt von seinem Zorn, daß er nicht einmal Worte zu einem Selbstgespräch fand. Nur seine Gedanken bäumten sich im ungeheuern Seelenkampfe wie brüllende Löwen und sprungfertige Tiger gegen einander, und dann sank er in dumpfer Betäubung auf seinen Lehnsessel nieder. —

Lulu und Lili waren allein im Zimmer der Prinzessin beisammen. Dieses Zimmer, weit und geräu-

mig, wie alle im Residenzschloß, schmückten große Bildnisse, die es nicht freundlich machten; die Rahmen der Bilder waren schwarz, der Parketboden war dunkel, die Vorhänge vor den tiefen Fensternischen hingen schwer, großfaltig und ebenfalls von nicht hellfarbigen Stoffen gewebt, wie Gewölk nieder. Draußen durch den öden Schloßgarten schauerte der Wintersturm, warf Schnee gegen die Fenster, die sein Toben stoßweise erschütterte, und ein anhaltendes Rauschen scholl von den entlaubten Aesten des nahen Lustwaldes, wie von den Wellen des unweit vorbeifluthenden Stromes seltsam gemischt herüber; durch die Ritzen der Fenster pfiff der Zugwind mit abenteuerlichen Tönen, und brachte selbst die Vorhänge in eine leise, kaum bemerkbare, und eben darum unheimliche Bewegung.

Lulu war in einem leichten und wohlkleidenden Negligee. Sie hatte der gnädigen Frau Mutter an diesem Abend früher als gewöhnlich gute Nacht sagen dürfen, da diese noch eine wichtige Unterredung unter vier Augen mit dem Onkel Albert, den sie zu sich bitten lassen, halten wollte. Leicht konnte

die Prinzessin sich sagen, daß ihre eigne Zukunft wohl der Gegenstand dieses Gespräches sein werde, und es schlug daher ihr Herz in doppelter Unruhe. Einmal wurzelte diese Unruhe in dem natürlichen Bangen der Jungfrau, das erhöht wurde durch die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse, unter denen Prinz August's feierliche Werbung erfolgt war, und dann fürchtete sie einen erneuten Zwist zwischen ihren hohen Verwandten, der jedenfalls, wie immer, auf Tage, ja Wochen hinaus, verstimmend auf die ganze Umgebung der Herrin nachwirkte, und den reinen Himmel natürlicher Heiterkeit umflorte, der sonst das Haupt des liebreizenden Fürstenkindes umfloß.

Lili war mit einer Arbeit beschäftigt, Lulu blätterte in einem Buche, warf es jedoch bald ungeduldig auf den Tisch hin, und sprach: „Nein, hier ist es nicht zum Aushalten! Der Zug verlöscht uns fast die Kerzen! Komm, liebe Lili, laß uns den kleinen Spieltisch an den Kamin tragen, und uns mit der friedlich wärmenden Flamme befreunden, diesem Sturm trotzend, und sein Puhsten nicht achtend. Und laß uns plaudern, gute Seele, plaudern nach

Mädchenart. Ach, wie lange wird es dauern, so können wir's nicht mehr. Ich habe diese geistlose Lektüre nun auch satt. Wenn einem die baare, körperhafte Wirklichkeit so nahe tritt, hört das Amüsement der Feenmährchen auf; hier zu Lande gibt's ohnedies keine Feen; diesen Aetherwesen, die auf Schmetterlingsflügeln oder Drachenwagen durch die Lüfte schweben, mag es bei uns zu kalt sein; ich zweifle sogar, daß ein veritabler Drache sich an unser Klima würde gewöhnen lassen. Du nicht auch, Lili? Geschweige eine ächte Fee! Deutschland hat nur Kobolde und Poltergeister."

Während dieser Rede war von beiden Jungfrauen der eben gethane Vorschlag schon vollführt, der Tisch mit den Büchern und Lili's Arbeitsapparat stand am Kamin, in das die Prinzessin mit eigner Hand noch einige Holzstücke warf, und die jungen Damen saßen sich gegenüber.

„Aber liebe Lili, Du antwortest mir ja gar nicht!" fuhr Lulu im betrübten Tone fort.

„Ach, gnädige Prinzessin, Sie wissen, was —"

„Halt ein!" unterbrach Lulu; „immer und immer

bist Du unsres Paktes vom Hubertustage her uneingedenk. Soll ich gnädig sein, so sei meine gute Lili, und laß Dich nicht erst allemal von mir darauf aufmerksam machen, wenn wir allein sind, daß wir es sind!“

„Du willst es, und ich gehorche, meine gütige, theuerste Freundin!“ sprach nun Lili mit sanfter Bebung der Stimme und einer aus dem Herzen quellender Rührung. „Du verzeihst mir gewiß, wenn meine Stimmung nicht mit Deiner heitern gleichen Schritt hält. Soll der Gedanke an das, was bevorsteht, mich gleichgültig lassen? Die Trennung von Dir!“

„Guter Engel!“ erwiederte Lulu und legte über den Tisch hinüber ihren blendendweißen Arm, und sanft die Hand auf Lili's Rechte. „Aber wer sagt Dir denn, daß wir uns trennen? Sind wir nicht in heiliger inniger Freundschaft verschwistert? Werde ich Dich von mir lassen?“ „Bin Dir gleichsam nur geliehen,“ wandte Lili trübe ein. „Ich bin Ehrendame der Fürstin, nicht die Deine!“

„O meine Mutter muß Dich mir ganz abtreten,

ich werde sie darum anflehen wie um die höchste Gnade!“ rief Lulu entschieden.

„Und wenn sie dennoch Nein sagt?“

„Nun — dann ist's an Dir, zu zeigen, daß Dein Herz mein ist, dann bringe auch Du ein Opfer, wenn es eins ist, fordere Deinen Abschied, und ziehe zu mir, die mit offnen Armen Dich empfängt!“ rieth Lulu.

„So wird man mich hier erst des Undankes, dann des Eigennutzes zeihen, und solch ein gewaltsamer Schritt würde Zwietracht zwischen Deine Mutter und Dich streuen.“

„Und dieses bösen Samens sei ohnedies genug in unserm Hause, ist Deine Meinung,“ warf Lulu hin. „Nun — überlasse es nur mir, dies zu ordnen.“

„Ach und darf ich Dir denn folgen, und wenn alle Welt Ja dazu sagte?“ warf Lili leidenschaftlich die Frage auf. „Die Pflicht, die Ehre rufen Nein!“

„Und Dein Herz, Lili? Was ruft das?“ fragte die Prinzessin.

„Es ruft nicht, es verstummt, — und bricht!“

hauchte Lili leise vor sich hin. Lulu fühlte den Seelenkampf im Busen der Freundin, sie fühlte und würdigte ihn, stand doch auch vor ihrem geistigen Blick ein Flammenwort, dessen Lettern Vernichtung drohend blitzten.

Sie sprang vom Sessel auf, umarmte Lili, küßte sie wiederholt und innig, und weinte laut, von den widerstreitendsten Empfindungen durchstürmt. Auch Lili's Gefühl fand den erleichternden Quell.

„Ach, theure, beste Lili, wie wunderlich ist unsere Lage!“ begann nach einer Pause, und ihre Thränen trocknend, die Prinzessin, mit Absicht einen heitern Ton anschlagend: „Was würde mit uns ein Romanschreiber anfangen, wenn er die Geschichte unsrer Liebe an- und fortgesponnen hätte, bis da, wo wir sind? Würde er nicht in einige Verlegenheit gerathen, was er nun mit uns beginnen sollte?“

„O der würde sich sehr leicht helfen,“ antwortete Lili. „Er würde dem Leser allmählig merken lassen, daß zwei außer uns beiden betheiligte Personen Stand und Namen getauscht, sich nun, da die Sache zum Ernst gerathen will, decouvrirten, so wäre das

Lustspiel fertig, und der Vorhang könnte ruhig fallen.“

„Sonach führen wir kein Lustspiel auf,“ sprach Lulu kleinlaut; „denn uns steht, das wissen wir nun zu gut, keine derartige, beiderseits angenehm überraschende Metamorphose bevor, die in Romanen so spottwohlfeil zu haben sind.“

„Und es bleibt beim Schmerz allseitiger Trennung!“ seufzte Lili. „Ich fühle die Kraft in mir, zu entsagen.“

Lulu schwieg. Sie war sich einer gleichen Kraft, obschon diese in jeder edeln Frauenseele ruht, noch nicht mit solcher Sicherheit bewußt, um ein so inhaltschweres Wort auszusprechen, und war viel zu wahrhaftig, um ein Gefühl zu äußern, das sie nicht empfand. Sie sprach leise, wehmüthig: „Und ich bin es, der Dein Opfer gilt!“ Lili schwieg und weinte.

„Halte das Eine fest, Lili,“ nahm Lulu nach einer Pause wieder das Wort: „den Glauben an meine starke Liebe zu Dir, an meine unerschütterliche Treue gegen Dich, Du trautes, edeltreues Herz! Was auch

komme, und wie es auch komme, mich wirst Du stets gegen Dich gleich und schwesterlich treu gesinnt finden. — Sage mir Liebe, was denkst Du von Ernst? — ich hege große Sorge um meinen Bruder!"

„Ich sehe den Prinzen leiden, sich in Gram verzehren, und das tiefste innigste Mitleid füllt meine Seele um ihn," erwiederte Lili bewegt. „Aber großer Gott, was kann, was soll ich für ihn thun? Soll ich in seiner entzündeten Seele die Flamme der Hoffnung wecken, einer Hoffnung, die Erfüllung nicht finden kann? Selbst wenn mir die Kraft verliehen wäre, ihn zu lieben, müßte ich resigniren, denn ich möchte nicht Deines hohen Hauses Verwünschungen auf mich laden. Allein Du weißt ja Lulu, daß ich nichts für ihn thun kann, daß ich nicht kann."

„Der Arme erfülle sein Schicksal, vielleicht überwindet er!" sprach Lulu. Stünde er nur mit Onkel Albert gut, so könnte dieser ihn mitnehmen, Ernst sollte reisen!"

„Du scheinst noch nicht zu wissen, daß Dein Oheim

demnächst hier einziehen, hier seine Residenz aufschlagen will!“ theilte Lili mit.

„Nicht möglich!“ rief Lulu erstaunt. „Nun dann wollte ich, wir wären Beide von hinnen. Dieser Entschluß ist die Erklärung eines Hauskriegs, der ein dreißigjähriger werden kann. Meine armen Brüder! Ein böses Beispiel des Unfriedens wird eurer noch unerfahrenen Jugend gegeben. Ich sage noch einmal, man sollte beide auf lange Reisen senden.“

„Dies wird man nicht,“ wandte Lili ein. „Du weißt, daß Dein hoffnungsvoller ältester Bruder auf seiner Reise in Italien starb — dies für Dein hohes fürstliches Haus so tief schmerzliche Ereigniß muß wohl abschrecken, die reifenden Söhne in die gefahrendrohende Ferne zu senden.“

„Ach!“ seufzte Lulu: „der Tod ist überall!“ und sie schauerte. Lauter pfiff der Sturm, und die Fenster klirrten. Auf den Galerien hörte man Thüren schmetternd zuschlagen. Die Uhr schlug neun.

Plötzlich wehte ein eiskalter Luftzug die am Kamin so traulich plaudernden jungen Damen an.

*

Ihre Blicke suchten die Ursache, und fanden sie gleich. Eine verschlossene Flügelthür in Mitten der Seitenwand, die zu einem unbewohnten Zimmer führte, war ohne das mindeste Geräusch weit aufgegangen, die winterliche Kälte, die jenes Zimmer erfüllte, strömte mit Macht heraus, und drinnen gähnte nachtschwarzes Dunkel entgegen.

Die Prinzessin stieß einen leisen, halb unterdrückten Schrei aus, schlug beide Hände vor das Gesicht und schmiegte sich in die seidengepolsterte Lehne des Armsessels so hinein, daß sie sowohl der Eingangsthüre, als jener so plötzlich, so überraschend und so geheimnißvoll geöffneten den Rücken kehrte. Lili nahm diese schnelle Bewegung ihrer Freundin wahr, und schrieb sie der Bemühung Lulu's zu, ihren nur leicht bekleideten zarten Körper gegen die plötzliche Einwirkung empfindlicher Kälte zu schützen, sie raffte deshalb auch einen nahe liegenden Schaal auf, und überbreitete Lulu damit, da sah sie, daß die Prinzessin heftig, ja krampfhaft an allen Gliedern zitterte, daß die Hände sanken, und Marmorblässe das wunderschöne Antlitz der fürstlichen Freundin bedeckte.

„Allmächtiger Gott! Was ist Dir?“ fragte sie laut.

„Still! Still!“ flüsterte Lulu bebend, geheimnißvoll. „Sieh Dich um — ist sie fort? — Ist sie noch da?“ Heftig athmend wogte die Schwanenbrust; das Zittern ließ allmählig nach.

Lili, weder furchtsam noch abergläubisch, sah sich schnell um, und sahe — nichts. Sie wollte die aufgegangene Thür schließen, um die Ursache einer so überraschenden Wirkung zu entfernen, und that einige rasche Schritte nach der Thüre hin. Da übergoß eiskaltes Entsetzen das starke Mädchen, daß sie wankte, und sich an einen Sessel hielt. Die Thür war gar nicht auf, sie war zu, wie immer. Sie konnte auch nicht aufgewesen sein, denn sie war von innen mit starken Riegeln verschlossen, Zug und Dunkel waren verschwunden. Langsam schritt Lili zurück, sank erbebend an dem Armstuhl nieder, auf welchem Lulu saß, und legte ihr bleiches Lockenhaupt in den Schooß der Prinzessin.

„Sei nicht bange, Kind! ermuthige Dich, es ist vorbei,“ flüsterte die Prinzessin gefaßter. „Ich hätte

nicht so erschrecken sollen, sie thut uns ja nichts, und ich habe sie ja schon zweimal gesehen, eben in dem Unglücksjahre, wo erst in der Ferne der Bruder und dann im Herbst der gute Vater starb. Es steht wieder ein Sterbefall bevor. Vielleicht löst der Tod den Knoten, über dessen Lösung wir vorhin sprachen; er gehört auch mit zu den schlechten Hülfstruppen der Romanschreiber, wenn sie nicht mehr wissen, was sie mit unglücklich Liebenden weiter anfangen sollen, die sich in unauflösliches Wirrsal verwickelten. Muth, Muth, liebe Lili! Ich sah einen Geist, Du hast Geist! Komm, laß uns zusammen nervenstärkende Tropfen auf Zucker nehmen, und dann schlafen gehen!"

„Ich bewundre Deine Fassung, Lulu!" sprach Lili erschüttert. „Du sahst, was Sterbliche in den Staub wirft, Deine Glieder schlugen, und zwei Minuten später kannst Du scherzen!"

„Ich bin ein schwaches Mädchen, wie Du," erwiederte Lulu, „und verhehle Dir nicht, daß jenes Geistes Gegenwart meine Geistesgegenwart überraschend rasch beseitigte; so dürfte es bei den schwachen Sterblichen wohl immer sein. Es liegt in der wirklichen, nicht

eingebildeten Erscheinung eines Bewohners des verhüllten Jenseits so viel furchtbar Ueberwältigendes für das Kind des Staubes, daß ich fest überzeugt bin, selbst den stärksten Mann wird Zagen erfassen, wenn die grabeskalte Sphäre eines abgeschiedenen Geistes die Sphäre seines warmen Körperlebens kreuzt.“

„Um Gottes willen, was war es denn nur? Was hast Du denn gesehen?“ fragte Lili, die sich immer noch nicht von dem Schreck zu erholen vermochte.

„Nun — die weiße Frau, die Urahnin unsers Hauses, deren unseliges Geschäft es zu sein scheint, durch die Schlösser ihrer Enkel zu wandeln, und durch ihr Erscheinen das nahe Absterben eines Zweiges der fürstlichen Familie zu verkündigen. Zeigt sie sich den männlichen Familiengliedern, so stirbt eine weibliche Angehörige — jetzt — haben wir den Tod eines Mannes zu fürchten. Preise Dich glücklich, daß Du sie nicht sahst, Du würdest erlegen sein. Ihr Gesicht ist spinnwebfarbig, ohne Augen, ohne Nase, ohne Mund, der Moment, in dem man sie sieht, läßt an deren Stelle nur dunklere Striche sehen, eben so wenig erblickt man Arme und Füße. Ihr

Leib ist nichts, als ein pyramidenförmig aufsteigender, perlfarbiger, blasser Schimmer, um den Hals zieht sich ein steifer Kragen modergrauer Spitzen, darauf ruht die Kugel des Kopfes, — da steht sie, da schwindet sie —"

„Höre auf, um des Blutes Christi willen!" flehte Lili angstdurchschauert. „Schon diese Beschreibung macht mein Blut gefrieren! — Ich zittre, Dein Zimmer zu verlassen."

„So bleibe die Nacht bei mir! Wir wollen die Kammerjungfern zu Bette gehen lassen, und ihre Dienste uns gegenseitig selbst leisten," sprach Lulu und die Zagende nahm gern das freundliche Erbieten an.

Lange schauerte der Schreck, noch lange floh beide der Schlaf, endlich lagen die holden Jungfrauen, Arm in Arm, wie schlummernde Engel, und Morpheus sandte entschädigend lichthelle Träume von Glück und Liebe.

Verlobung.

Das entscheidende Wort war gesprochen; die diplomatischen Verhandlungen, welche die Heirath zwischen den Kindern zweier aneinander grenzenden, durch uralte Familienbande nah verwandten, gleichwohl durch Staatsinteressen in prozessualischer Entzweiung befindlichen Länder und Höfe zum Zweck gehabt und über Mitgift, Morgengabe, Witthum, Nadelgelder u. dergl. das Nöthige festgesetzt, waren geschlossen, von den hohen Agnaten unterschrieben, verbrieft, versiegelt, in duplo deponirt, und der feierliche Akt der formellen Verlobung stand bevor. Dieser mußte am Wohnort der Braut vollzogen werden, daher wurde zum bestimmten Tage der glückliche Bräutigam und Erbe des Nachbarstaates, Fürst

August mit seinem Hofstaat erwartet, und den stattlichen Bau des diesseitigen Residenzschlosses erfüllten mannichfache Zurüstungen zum Feste.

Zu diesem Verlobungstage war ein dem ganzen Lande erfreulicher und wichtiger, der Geburtstag der Fürstin Sophia, erkoren worden; dessen Festfeier erhielt dadurch ein glänzenderes Relief, und nebenbei hatte die weise Sparsamkeit des Oberhofmarschalls klüglich ausgerechnet, daß durch diese Doppelfeier der fürstlichen Schatzkammer nur wenig Ausgaben und Aufwand mehr erwachsen würden, als dafür ohnehin etatisirt war. Eine Maßregel, die, oft in Anwendung gebracht, den Oberhofmarschall würdig machte, Großkreuz des Ordens von der weisen Sparsamkeit zu werden, wenn es jemals irgend einem großen oder kleinen Potentaten in den Sinn gekommen wäre, solchen Orden zu stiften. Seltsam stachen zum Herannahen des Freudentages die Mienen der Herrschaften ab. Sophia und die Braut waren ernster wie je. Niemand außer Lulu wußte, daß auch die Fürstin zu derselben Stunde, ja, vielleicht in demselben Augenblick die nämliche grauen-

hafte Erscheinung gehabt. Fürst Albert war bei Sophia gewesen, und Niemand weiter zugegen; Pipi hielt sich im Vorzimmer, plauderte mit dem Lakaien, welcher den Dienst hatte, und beide schäkerten mit Fürst Albert's Dogge. Die Unterredung zwischen den beiden hohen Personen, in französischer Sprache geführt, war kühl und frostig. Sie drehte sich um die Streitigkeiten und Ansprüche des Fürstenhauses, das, seit je verwandt, ein neues Band der Liebe und Verwandtschaft anknüpfen, jene Ansprüche aber doch nicht fahren lassen wollte. Albert sagte seiner Schwägerin offen seine Meinung in das Gesicht, daß sie schlechte und untreue Minister habe, die, bestochen, zum Ruin des Landes hinwirkend, mit den Gegnern unter einer Decke spielten. Sophia vertheidigte ihre Räthe, und sagte dem Schwager gerade heraus, er möge sich um seine eigenen Diener, die noch viel weniger etwas taugten, bekümmern, und werde wohl thun, in Regierungsangelegenheiten seinen Rath nicht früher abzugeben, bis man ihn begehre. Er sprach von der Schädlichkeit des Weiberregimentes überhaupt, und zog Beispiele aus der

Geschichte an. Sophia gab dagegen zu vernehmen, daß es immer besser sei, Frauen führten das Scepter, als Mägde. Solcher bösen und sehr unfreundlichen Reden fielen mehr. Endlich vereinigte man sich in der Hauptsache leidlich, und Albert wollte sich ceremoniös entfernen, als ihm noch einfiel, Sophia zu fragen, „welchen Plan haben Eure Liebden mit unserm Mündel, dem Erbprinzen? Soll er nicht auf Reisen?“ —

„Ernst?“ fragte Sophia, und ehe sie noch eine andere Sylbe erwiedernd sagte, schlug draußen im Vorzimmer die englische Dogge furchtbarlaut an, daß es schallte, und gleich darauf ging ihr bellender Laut in ein Geheul über, gleichzeitig hörte man die gellende Stimme des Windspiels, und aus dem Korbe, darin die Schooßhündlein der Fürstin ruhten, erscholl ein wimmerndes Winseln. Die Uhr schlug neun. Sophia, durch den thierischen Laut des ihr ohnehin verhaßten großen Hundes geärgert und erschreckt, wollte ihre Rede von dem Prinzen Ernst ablenken, und einen Tadel darüber aussprechen, daß der Fürst, ihr Schwager, seine ungeschlachte Bestie

bis in ihr Vorzimmer mitgenommen, aber die Rede starb ihr im Munde, denn vor ihrem Auge stand — in ihrer zermalmenden Geisterhoheit, in der furchtbaren Schattenglorie unnennbaren Grauens — die weiße Frau. Sophia, die starke Dame, deren Gemüth sich nicht leicht erschüttern ließ, sank nicht in Ohnmacht, sie erbebte blos im Innersten, hielt die eine Hand vor das Auge, als blende sie ein Lichtstrahl, und winkte mit der andern, stumm und gemessen verabschiedend. Fürst Albert, der nichts gesehen, verneigte sich und ging; Sophia klingelte, und als die Perlen aus dem anstoßenden Zimmer trat, nach den Wünschen der Herrin zu fragen, bat diese, ihr die Bibel und das Gesangbuch zu bringen, setzte sich in ihren Sessel, und las lange in beiden, ohne daß ein Wort von der Erscheinung über ihre Lippen ging. Am andern Morgen erst entdeckte sie der Tochter ihr lastendes Geheimniß, und erfuhr von dieser, daß auch ihr, vielleicht in demselben Moment, die schreckliche Schattenbildung nahe getreten. —

Mit zahlreichem Gefolge war der junge Fürst August aufgebrochen, in welchem sein treuester Diener,

sein liebster Freund, Graf Eichwald, nicht fehlte, Beide aber hatten sich von dem Prunk des Gefolges abgesondert, und fuhren mit einander in einem Schlitten, dem die herrlichsten Relaispferde vorgespannt waren, über das Gebirge, das wie eine steinerne Mauer als Grenzwand der Nachbarländer von einer Himmelsgegend zur andern sich hinzog.

Es war ein prachtvoller Wintertag. Das tief überschneite Hochgebirge entfaltete Reize, wie sie ein nur in Sommertagen Reisender nicht zu ahnen vermag. In den Thalrinnen der Vorberge konnte das Auge noch streckenweit die schwarze Schlangenwindung der Waldbäche verfolgen, um die hie und da ein einsamer Eisvogel hüpfte, bis die Bäche schmaler und schmaler werdend, von Eis bedeckt, von hohem Schnee überbrückt erschienen, und ihre Spur verschwand. In den Dörfern war die Kinderwelt laut fröhlich; von bergansteigenden Gassen, von Gartenrainen und Hügeln schossen pfeilschnell die kleinen Rennschlitten unter dem jauchzenden Ruf ihrer Insassen. Dort fuhren größere Geschwister die kleinen, oft leichtbekleidet, blauroth gefroren und dennoch

jugendglückesfroh. Aus den Holzwegen der Forste sah man kräftige Männer und Frauen hoch beladene Reisigschlitten hervorziehen, über und über vom Duft der Nebelfrühe bereift, an den Händen zottige Fausthandschuhe, am Gurt das scharfe Beil.

„Die haben auch Waldglauben und Waldrechtschreibung,“ scherzte beim Anblick dieser Leute der Fürst: „indem sie unsern Förstern zum Trotz Hohl's statt Holz schreiben.“

„Sie machen aus der Noth eine Tugend,“ antwortete Eichwald.

„Fürwahr, es ist ein biedres, wackres Volk, das die Tugend des Holzholens redlich übt,“ lachte August, „und aus dieser Tugendübung den Förstern eine Noth macht.“ —

Höher zum Gebirge hinauf leitete die treffliche Bahn. In den Hochwald reichte die Fülle des Schnees bis dahin, wo die Aeste der Fichten und Tannen begannen, und seine Lasten hatten in jungen Föhrendickichten durch Erdrückung ganzer Mengen zarter Stämmchen Verheerungen verursacht, die der Forstmann schmerzlich beklagte.

Auf den immergrünen Aesten der Bäume lag handhoch und noch höher der glitzernde Schnee, und gab ihnen ein malerisches Ansehen. Felswände und Felsenkegel, die da und dort vereinzelt aus den Waldungen ragten, waren von Eis überglast und schimmerten wie geschliffener Chalzedon, mit Dentrachat durchwachsen; Zapfen hingen daran, wie Stalactiten von blendendem Alabaster. Vom höchsten Grad des Waldgebirges überschaute da, wo Lichtungen sich öffneten, der Blick die weit gedehnten Hochebenen voll Heide und Heidelbeeren, über die jetzt fast häuserhoch der Schnee seine Decken gebreitet, da zeichneten hohe Stangen den Weg, deren Spitzen jetzt etwa ellenhoch sichtbar waren, und in dieser Höhe glitt denn auch, eigentlich ein die Erde nicht berührendes Luftschiff, der Schlitten, dahin, und erfüllte die winterliche Stille mit wohltönendem Geläute. In Bergestiefe dehnte sich weithin, unermeßlich weit die Ferne, in Duft verschwimmend, und aus heiterm Himmel herab fiel gefroren in wunderzarten Krystallen der geringe Aushauch der Erde, Sonnenschnee, in Milliarden blitzender Edelsteine verwandelt. Um

die Sonne zog sich ein meteorischer Zauberring, ein Reif, der in blassen Regenbogenfarben schimmerte — Glück verkündend.

Da und dort saß mitten auf dem gefrorenen glänzendweißen Schneefeld ein glänzendschwarzer Rabe, mit äußerst nachdenklicher Physionomie, und aus den Lüften, aller Wirkung der verdünnten Atmosphäre trotzend, scholl der widrige Schrei des hungrigen Milans, der in Kreisen schwebenden Busarden.

Die in ihren Pelzen warm und behaglich sitzenden Reisenden richteten ihre Aufmerksamkeit den Reizen der winterlichen Naturschönheiten nicht allzusehr zu, denn als wackre Jäger waren beide derselben schon gewohnt, und die nächste Zukunft, deren jede Sekunde sie näher brachte, nahm für sich die Gedanken beider junger Männer fesselnd in Anspruch; die Gedanken, — nicht die Worte, denn die Reisenden saßen oft sehr lange stumm, lautlos neben einander, und dennoch unterhielten sich beide, und waren einander in herzlichster Seelenliebe zugethan. Wie es unsichtbare Weltkräfte gibt, die nur in ihren Wirkungen der Sinnenwelt wahrnehmbar werden: Elek-

trizität, Magnetismus — so auch gibt es unwahrnehmbare Kräfte im Mikrokosmus, im Menschen, deren Wirkungen wohl sich sinnlich äußern können, deren Wesenheit aber eine übersinnliche ist. Bei seelenverwandten Herzen ist ein Gedankenfühlen denkbar, welches der Sprache nicht bedarf, sich zu verständigen, leiblicher Nähe nicht, um mit dem Geliebten eins zu sein. Prinz August's Seele und Eichwald's Seele waren innigst verständigt.

Die höfische Feierlichkeit des Verlobungsaktes erfolgte am bestimmten Tage mit alle dem Glanz, welcher sich ziemte, und genau nach dem Programm, welches der Oberhofmarschall entworfen, welches der Oberhofmeister mit drei Oberkammerherren geprüft, und welches nach einigen kleinen und üblichen Meinungsverschiedenheiten Fürstin Sophia, Fürst Friedrich und Fürst Albert bestätigt und sanktionirt hatten. Es war ein unruhevoller Tag für Viele, und für einige der dabei meist betheiligten Personen war diese Unruhe nicht sowohl äußerlich, als innerlich. Es flossen heiße Thränen, still geweint in verschwie-

gener Kammer, sie flossen aus den schönsten Augen, die diesem hehren Tage leuchten sollten.

Früh mit dem Tagesgrauen festliches Morgenständchen von der fürstlichen Hofmusik den hohen Herrschaften, vorzugsweise aber der Herrin dargebracht, welche ihren Geburtstag feierte. Vorher aber noch ein feierlicher frommer Gesang vom Schülerchor und der Currente, der gar auferbaulich durch den frischen Wintermorgen schallte. Das Lied war aus dem längst verklungenen Büchlein: Der Geistlichen Erquickstunden Doctor Heinrich Müllers poeticher Andacht-Klang, von denen Pagnitz-Blumgenossen verfaßt, und in Arien gesetzt durch Johann Löhner — und konnte nach dem Geschmack der Zeit von dem Hofkaplan, der dasselbe ausgewählt, nicht besser gewählt sein. Es lautete die erste Strophe, welche man vorschriftmäßig vivace sang:

„Immer fröhlich, immer fröhlich!
Ich bin auf der Erd' schon selig,
Habe meinen Himmel hier.
Andre fressen ihre Herzen
Durch die schweren Sorgen — Schmerzen,
Mir kommt gar nichts traurig für."

Und vivace sang man Strophe für Strophe. Als man aber an die siebente kam:

„Sterben mir die Anverwandten,
Eltern, Mann, Kind und Bekannten,
Bleibt die Freud' doch unversehrt!"

so wurde plötzlich der Gesang unterbrochen, durch die Erscheinung Pipi's, welcher aus den Apartements der Herrin trat, und rief, indem er hastig und beschwichtigend mit einem Tüchlein wedelte: „St! St! Stille! Ihro Durchlaucht lassen sich für die Verehrung gnädigst bedanken, und lassen bitten, sogleich aufzuhören! Der Gesang greift Hochdieselben allzusehr an, und rührt Hochdero Gemüth über die Maßen!"

Im Grundtext dieser Strophe stand zwar W e i b, statt M a n n, aber der Hofkaplan hatte ausdrücklich den Sängern geboten, M a n n statt Weib in ihre Texte zu schreiben, auf daß die Worte fein für die hohe Dame paßten — dieser aber fiel, als sie in ihrem Zimmer und noch im Bette sitzend, fromm und aufmerksam das Lied nachlas, und selbst mitsang — gerade diese Strophe, deren Inhalt sie mit der

jüngst gehabten Erscheinung in Zusammenhang brachte, zentnerschwer auf die Seele, und sie gab eilends den Befehl in das Vorzimmer hinaus, daß die Sänger enden, die noch übrigen sechs Strophen in Petto behalten möchten — über welchen Befehl die Genannten in nicht geringe Bestürzung geriethen.

Abgebrochen verhallten allmählig und verstummend die Worte:

Der sie gab, hat sie genommen,
Darum sei — bei allen — Frommen
Gottes — Name hochgeehrt. —

Die Hofmusik triumphirte im Stillen darüber, daß die Sänger nur halbverrichteter Sache abziehen mußten, und fuhr nun mit einem schallenden Tutti aller Instrumente heraus, welches Mäusle, Schnäuzle und Päpperle zu einem ohrenzerreißenden lamentosen Trio veranlaßte. So galt es abermals beiderseits dort die Musik, hier die Schooßhündlein zu beschwichtigen, worauf kein erschütternder und Gemüth bewegender Anfall mehr erfolgte.

Die Gratulationscour ging ihren feierlich förm-

lichen, striktvorgeschriebenen Gang ohne Störung. Frau Sophia saß im großen Thronsaale, die fürstliche Krone auf dem Haupt. Es nahten sich gemessen der neue Schwiegersohn, seine Cavaliere, dann der diesseitige Hofstaat, die Behörden, die höhere Dienerschaft. Die Angehörigen des Hauses hatten bereits im vertrauten Zirkel ihre Glückwünsche dargebracht. Auf bereitstehenden Tischen lagen Kränze von Orangen, Lorbeeren, Sinngrün, Moos und Epheu, nicht minder Glückwünschungsgedichte von Magistrat und Geistlichkeit, Schule und Privaten, auf Atlas gedruckt in Sammt und Seide gebunden. Auch Herr Nehmrich hatte sich's nicht nehmen lassen, die gedruckte und gereimte Versicherung seiner Anhänglichkeit auf ein Band zu rollen, und zu höchsten Füßen devotest niederzulegen.

Diese Ceremonie war beendet, die Fürstin erhob sich von ihrem Thronsessel, dem gegenüber eine purpurbekleidete Estrade erhöht war, auf welchem unter einem Baldachin zwei übergoldete Armstühle standen, deren Lehnen in kostbarer Stickerei die Wappen der

beiden Häuser zeigten, welche ihren alten Verband durch eine neue Allianz verjüngen wollten.

Auf ein Zeichen des Oberhofmarschalls und Ceremonienmeisters flogen die Flügelthüren des anstoßenden Zimmers auf, und am Arme ihres jüngern Oheims schritt, gefolgt von Ehrendamen, Lulu in den Thronsaal, wahrhaft himmlisch schön, aber bleich, wie eine weiße Rose. Ein Trompeten= und Paukentusch der verborgen aufgestellten Musik erfolgte beim Eintritt der Prinzessin, welches Zeichen kein anderer Mann gab, als Herr Nehmrich. Lulu eilte zu ihrer Mutter, die sie mit Affectation in die Arme schloß. Prinz August nahte formell den fürstlichen Brüdern, es wurden noch einige höfliche Worte gewechselt, während welcher der zahlreiche Kreis anwesender Damen und Herren sich längs der Wände ausbreitete. Dieser blühende Ring geschmückter und edler Gestalten umgab die höchsten Herrschaften stehend, welche nun, nachdem die Fürstin Lulu und August zu den für sie bestimmten Prunksesseln geleitet, auf bereit stehenden Stühlen ebenfalls Platz nahmen, worauf der Oberhofmarschall der Versamm=

lung in einer kurzen, aber wohlgesetzten Rede vortrug, daß Fürst August von * * und Prinzessin Luise von * * unter Anrufung göttlichen Beistandes, mit Genehmigung aller hohen und höchsten Agnaten, sich mit einander zu verloben und zu vermählen entschlossen wären, welches frohe Ereigniß er im höchsten Auftrag dem Hofe und Staate hiermit feierlich zu verkünden habe, und sich glücklich schätze, dies thun zu dürfen. Es tauchte jetzt aus dem Kreise die schwarze Gestalt des Hofkaplans im Ornat auf, trat vor das Brautpaar, welches sich von seinem Sitz bereits erhoben, als sein Name genannt wurde, und sprach weihende Worte, indem er zugleich die Verlobungsringe des Paares wechselte. So lange er sprach, herrschte die tiefste Stille, als aber sein Amen hörbar geworden, rauschte eine Festhymne von der Musik auf, wurden Glückwünsche laut, winkte Herr Nehmrich, der in einer Fensternische Posto gefaßt hatte, mit weißem Tuche, und das Haus erschütternd krachten und donnerten die im Schloßgarten aufgestellten Kanonen, und trugen der Umgegend fernhinhallend die frohe Kunde zu. Wahr-

scheinlich war der Schreck über den heftigen Knall die Ursache, daß Lili von Altenstein, als sie der Prinzessin in Begleitung der andern Ehrendamen nahte, ihr eine Myrthenkrone darzureichen, in Ohnmacht sank; doch fing Graf Eichwald die erbleichende Huldgestalt in seinen kräftigen Armen auf, und gab sie in die Hände der Frauen, die sie in's Nebenzimmer führten. Dies war nur ein rasch vorübergehender Moment, aber die fürstliche Braut wurde noch bleicher, und mit einem unaussprechlichen Ausdruck weilte auf der theuren Freundin ihr Blick. Das Herz mochte ihr springen, aber sie behielt die standhafte Haltung, die der hochwichtige Moment erheischte. Prinz Ernst sah mit einer Todeswunde im Herzen Lili in Eichwald's Armen einen Augenblick bewußtlos ruhen. Niemand sah das bebende, ungestüm klopfende Herz, Niemand nahm das innere Zucken wahr, das durch Lulu's Seele schnitt, als sie die Freundin sinken sah. Aller Augen waren nur auf Lulu's Aeußerliches gerichtet, die in fabelhafter Schönheit, wie eine dem Rosenäther Dschinnistans entwallte Peri stand, und die lieben Gazellenaugen

in jungfräulicher Verschämung zu Boden schlug. Ihr faltenreiches zum Boden fließendes Kleid von weißem Atlas schmiegte sich eng um die zartgeformte Mitte, reiche Goldstickerei schmückte alle Säume des Gewandes. Brillantagraffen schienen die Fülle bauschender Aermel am Oberarm zu fesseln, kostbare Spitzen des feinsten Gewebes darunter hervorwallend, sahen ihr zartes Weiß vom Lilienschnee dieser Arme beschämt. Die Locken fielen in schönen Ringeln auf die Brust herab, und das prächtige Haar war von Perlen durchwoben, von Brillianten durchblitzt, von der Myrthenkrone geziert.

Aus einem Etui, das Eichwald darreichte, nahm Prinz August ein an einer blauen Schleife befestigtes kostbares Kleinod in Form eines Ordenszeichens, und heftete es auf die rechte Schulter der Braut. Es war ein von Emaille und Edelsteinen gebildeter und gekrönter Adler, auf dessen Brust ein Herz aus einem Rubin sich zeigte. Im Schnabel hielt der Adler das Wappen der vereinigten Häuser, in das Rubinherz waren die vereinigten Anfangsbuchstaben der Namen des hohen Brautpaares geschnitten.

Dieses empfing nun die Glückwünsche der Familienglieder. Fürstin Sophia hauchte einen Segenskuß auf die mackellose Stirne ihrer Stieftochter, und sprach nur wenig, die starke Frau war innerlich bewegt, erschüttert. Ahnungen zogen durch ihre Seele, wie dunkle Wetterwolken über den blauen Himmel. Fürst Friedrich nahte. Was er fühlte, der kummerblasse, gebeugte, mit sich und der Welt zerfallene Mann, der seinen Lebenszweck verfehlt, dessen Wünsche fehl schlugen, dem selbst das Beste fehlte, Menschenliebe, schildert kein Wort, und selbst Worte mangelten ihm. Er sprach durch Verbeugungen und legte die Hand auf das Herz. Diesem armen Herzen, das unter dem Sterne schlug, sank der letzte Stern seiner Lebenshoffnung unter.

Fürst Albert, der gewandte, vielgereiste, imponirende Mann sprach viel, und sprach gewichtige Worte zu dem neuverlobten Paare, seine Rede klang wie Prophezeihung, und drang zum Innersten. Er sprach: „Ich wünsche euch, meine theuern und lieben Angehörigen, den Geist der Liebe, der Milde und

der Rechtschaffenheit. Diese schönen Menschentugenden sollen zu allermeist die für den Herrscherthron Berufenen zieren, sie leiten euch ein langes und glückliches Leben hindurch! Verschließt euer fürstliches Ohr nie der Stimme der Wahrheit, auch wenn diese nicht schmeichelt; laßt Schmeichelei, Liebedienerei und alles Kleinliche fern von euch sein. Wir stehen an der Schwelle einer großen Zukunft; der Genius der Menschheit regt seine langgefesselten Flügel, er will sich losringen aus der Nacht des Aberglaubens, der Geistesbeschränkung, und es wird ihm gelingen. An jeden erwachten Geist ergeht die Mahnung, das Seine beizutragen, auf daß jenes Streben gelinge. Fördert auch ihr, wo ihr könnt, das Aechte, das Rechte, und laßt euch nicht einfangen, weder in ein kirchliches, noch in ein weltliches Netz. Seht mit eignem Auge, hört mit eignen Ohren, und streut Saaten des Wohl- und Rechtthuns aus, daß die Nachwelt euch segne!"

Die Fürstin Mutter, so wenig sie Albert liebte, gestand sich, daß dieser Mann besser zu sprechen wußte, als ihr Hofkaplan, dessen vorhinniger Ser-

mon mit Adam und Eva im Paradiese begonnen, und mit Tod und Höllenstrafen geendet hatte, und beschloß, Ehren-Kilian, zumal, da er sich unterstanden, den heute früh gesungenen geistlichen Liedervers nach eignem Belieben bezüglich umzumodeln, zu versetzen, und dagegen dem von Albert vorgeschlagenen Pfarrer von Osthausen seine Stelle zu geben, zumal auch, weil Fürst Friedrich diesen Pfarrer nicht haben wollte.

Prinz Ernst trat zu der Schwester. Der fürstliche Jüngling sah angegriffen aus. Auch er hatte, wie sein Ohm, der Worte fast keine. „Seid glücklich!“ sprach er: „und schenkt mir ein geneigtes Angedenken!“ Die Verlobten umarmten ihn und den jüngern Bruder Karl, der in französischer Sprache leicht und gewandt die Formel aufsagte, die der Oberhofmeister ihm zu sagen geboten hatte, und so sein jugendliches Sprachenlicht vor den Hofleuten leuchten ließ.

Graf Eichwald beugte sich tief, zitternd, vor dem fürstlichen Brautpaare, was hätte er in seiner Stimmung, in seiner Lage, sagen sollen, sagen können? — Und seinem Beispiel folgend, brachten die übrigen

Damen und Herren des Hofes und Gefolges ihre glückwünschende Huldigung schweigend dar.

Bei der Mittagstafel, zu welcher nicht allzuviele nichtfürstliche Personen gezogen waren, um jene nicht in die Länge zu ziehen, hatten die Verlobten den Ehrenplatz. Fürst August hatte seine Braut zur Rechten, und saß zur Rechten Sophia's. Neben dieser saßen die Prinzen Ernst und Karl, und es folgte Fürst Friedrich, während Fürst Albert an Lulu's Seite saß. Dieser gegenüber war zwischen den Ehrendamen von Altenstein und von Perlen dem Grafen Eichwald der Platz angewiesen, die Sessel der übrigen Theilnehmenden raihten sich zur Rechten und Linken an.

Die feierliche Stimmung gab auch der Unterhaltung die gleiche Farbe. Die üblichen Toaste wurden ausgebracht und mit gebührender Reverenz getrunken. Die eigentliche Festlust dieses Freudentages sollte nach der Bestimmung des Programms, wie der Cactus grandiflorus erst Nachts zur vollen Blüthe gelangen. Es war große Schlittenfahrt nach Sophienlust angeordnet. Im Residenzschlosse

sollte ein großer freier Maskenball stattfinden, zu welchem Adel, Magistrat und Bürgerschaft unausschließlich geladen waren, und somit auch der allgemeinen Freude ein großartiger Tummelplatz eröffnet, und das Fest beschlossen werden.

Der Wintertag war rein und sonnig. In dem geräumigen Schloßhof hielten die herrschaftlichen Schlitten, schnaubten und stampften die muthigen Rosse, und schüttelten ungeduldig die hohen Kummte mit den tönenden Schellen und Cymbeln. Die Formen der Prachtschlitten stellten sich grotesk und abenteuerlich dar, lauter verkörperte Faschingsphantasien. Greifen- und Drachenhälse stiegen bäumend empor; aus goldgestickten Unterkörpern hob sich da der nackte Oberleib einer fleischfarbig lakirten Meermaid, dort ragte aus Arabesken und Schnörkeln ein Mohrenhaupt, das bei jeder Bewegung des Schlittens die weißen Augäpfel rollte. Hier stand ein gutgeschnitzter Leopard sprungfertig, dort schienen die ausgebreiteten Fittige eines Schwanes den Flug des Schlittens zu beschleunigen. Hier grinzte ein bockfüßiger Satyr, dort stand eine Herme. Die

Schlitten selbst entsprachen oft den künstlichen Hälsen, indem ihnen dann häufig Thierkörperform vom Geschmack der Zeit verliehen war, von einem Geschmack, der nach dem Urtheil aller Gebildeten in jener Zeit nicht edler und geläuterter sein konnte. Drachenleib, Hypogryph, Muschel, Schneckenhaus, Delphin, Bär u. drgl. sah man nicht selten; außerdem hatten sich die Phantasien der Schnitzkünstler in der Arabeskenornamentik von Früchten, Blumen, Engelköpfen und frazzenhaften Masken erschöpft.

Entsprechend diesen wunderlichen Schlittenformen waren die Rosse aufgeputzt, welche dieselben ziehen sollten. Hohe bunte Federbüsche, kostbar gestickte Decken, mit Bänder-Schleifen aufgebundene Schweife prunkten an den Thieren, und die Schlittendecken selbst, aus kostbaren Tiger-, Panther-, Leoparden- und Zebrafellen bestehend, legten die dem Reichthum vergesellschaftete Pracht anmuthig vor Augen.

Jetzt ertönte das schallende Peitschengeknall der Vorreiter, jetzt jubelte ein Tusch von türkischer Musik aus dem großen Kammerschlitten, darin als Türken maskirt ein Theil der Hofmusik saß; die

Herrschaften stiegen die große Haupttreppe des Residenzschlosses herab und traten aus dem Portal, ein Heer von Kammerherren, Heiducken, Laufern und Lakaien folgten nach. Ein Schlitten nach dem andern fuhr am Portale vor, einer nach dem andern füllte sich, und jetzt bewegte sich in langer und glänzender Reihe, die Musik aufspielend voran, der Schlittenzug aus dem Schloßthor und durch die Stadt, deren Bewohnerschaft schon längst neugierig und schaulustig in den Fenstern lag, oder auf den Straßen harrend und frierend stand und wandelte. Nach den Schlitten der Herrschaften folgte abermals Musik, dann reihten sich die des hohen Adels begleitend an.

Wenn es schon eine Augenweide gewährte, diese heitre und großartige, zugleich vom schönsten Wintertag begünstigte Lustfahrt mit anzusehen, so mochte es noch ein ungleich größeres Vergnügen gewähren, derselben antheilnehmend beizuwohnen. Rasch und leicht glitten die Schlitten, musikumtönt, durch die winterliche Thalebene längs des zugefrorenen Stromes dahin, zur Rechten und Linken beschneite Wald-

berge, mit bereiften Tannen, mit grau aus der Schnee-hülle starrenden Felsen. Konnte auch Sophienlust nicht allen Mitfahrenden sich als Absteigequartier dar-bieten, und konnten daher manche derselben nur bis zum nächstgelegenen Dorfe den fürstlichen Schlittenzug begleiten, wo ein stattliches Gasthaus wohldurchheizte Räume zum vergnüglichen Verweilen darbot, so vereinte doch das winterlich einsame, eingeschneite, heute aber plötzlich vielfach belebte Thalschlößchen alle die Personen wieder, deren Geschick zum Theil in diesen engbeschränkten und doch traulichen Räu-men sich entschieden hatte. Kastellan Elert und seine Dienerin Euphrasia wußten die Ehre zu wür-digen, welche Sophienlust zu Theil wurde, und hatten alles zum Empfang der Herrschaften vorbereitet; nächstdem war durch vorausgesandte anderweite Hülfe auf Befehl der Herrin dieses Lusthauses so gesorgt, daß es den Gästen für den beliebten kurzen Aufent-halt an nichts mangeln konnte.

Wie freudig fand sich aber Fürstin Sophia über-rascht, als sie ihr Zimmer betrat, und darin auf einer Staffelei sich das lebensgroße und naturgetreue Bildniß

Päpperle's präsentirte, welches Graf Eichwald heimlich hier aufstellen lassen. Ein Gedicht, das gleichzeitig ein rundumschnörkeltes Kunstwerk der Kalligraphie war, pries die Güte der hohen Herrin, und bat, an diesem Freudentage die geringe Gabe eines dankbaren Gastes nicht zu verschmähen. Die Herrin dankte in den gnädigsten Ausdrücken. Päpperle knurrte und sprang neidisch bellend gegen den gemalten Rival in die Höhe.

Bald füllte gesellige Fröhlichkeit einige kurze und schöne Winternachmittagsstunden lang die Räume Sophienlust's. In dem traulichen Zimmerchen, das Lulu's Sommerwohnung abgab, weilte die Prinzessin mit ihrem Verlobten, in Gesellschaft ihrer stillen, heute ungewöhnlich bleichen Lili und des Grafen Eichwald, bei offnen Thüren und einer Spielparthie. Doch bald genug nahm Lulu einen Moment wahr, in welchem sie ohne Aufsehen vom Spiele aufstehen, in das Kabinetchen treten, und der Freundin winken konnte, ihr zu folgen. Lili that es, und drinnen fiel ihr Lulu mit dem nur geflüsterten Ausrufe um den Hals: „Endlich, endlich ein Moment des Allein=

seins! O meine gute, meine starke Lili! Welch ein Herz ist mir gegeben in dem Deinen! O wie ächt ist Dein Freundschaftgold erfunden auf dem Prüfstein des Schmerzes!“

„Sage nichts, o sage nichts, theuerste Freundin!“ bat Lili mit thränenvollem Blick. „Jedes Wort ist ein Verräther an dem heiligen Schweigen, das unsre Herzen einander gelobten. Und wie magst Du die stark nennen, die heute der Last ihrer Empfindungen erlag? Aber Du bist ein Engel, denn Du zürntest mir nicht, und Dein himmlisches Auge hatte eine Thräne für das Weh, das die Brust der Freundin zermalmte. Es ist überwunden, Lulu!“

„Auch ich habe gekämpft, und bin beinahe erlegen,“ sprach die Prinzessin. „Der heutige Tag wälzte die Wucht einer Welt auf meine junge Brust, und ich mußte standhaft bleiben. O Lili, theure Lili! Wie wird doch alles werden, wie wird es enden?“ —

Es war der Moment gekommen, wo die früh zur Rüste gehende Sonne ihr bleiches, winterduftumflortes Rad hinter dem Ruinenberge verschwinden

ließ; in den vordern Zimmern entzündete bereits Elert die Kerzen; dort saßen Sophia, Albert, Ernst, Karl, die Perlen, die Lichthausen, und andere Damen und Cavaliere theils an den Spieltischen gruppirt, theils sonst heitrer Zerstreuung obliegend, während auf dem Vorsaal die Musik melodische Stücke von Graun, Zach, von Suiten, Feruci und andern damals beliebten Componisten spielte. Im Innern Ernst's pochte Unruhe, wie die Todtenuhr im Gebälk. Er spielte unaufmerksam, gab verkehrte Antworten, endlich durchstrich er, als suche er Jemand, die Zimmerreihen.

Die hohen Jungfrauen Lulu und Lili standen, jede einen Arm um den Nacken der andern geschlungen, und blickten gefühlbewegt zum abendrothglühenden Himmel empor, dessen Abglanz ihre idealen Gestalten mit Purpurgold übergoß, und sie dem Fürsten, wie dem Grafen, welche von ihren Sitzen aufgestiegen waren, und durch die Thür, die sich leise aufgethan, da sie nur angelehnt gewesen, — gleich Verklärten zeigte.

Prinz Ernst kam kurz nach diesem schönen Mo-

ment, durch die hintern Zimmer trauervoll wandelnd, leisen Trittes an die Verbindungsthür des Kabinets mit dieser Zimmerreihe; er öffnete rasch und unbedenklich — und fuhr überrascht zurück — er sah die Umarmung zweier liebenden Paare. Erschreckt entriß sich den Armen des einen Mannes die Prinzessin, stürzte in das Nebenzimmer heraus, warf sich an die Brust des Bruders und rief leidenschaftlich wehklagend und flehend: „Ernst!“

„Schwester?!“ erwiederte der Prinz, und es lag in seinem Ton eine Welt voll Mißbilligung, Kummer und tiefen Seelenschmerzes. Lulu ließ nicht ab von ihm, noch einmal flötete sie mit schmelzender Stimme: „Bruder!“ und ließ einen Strahl ihrer unwiderstehlichen Augen auf ihn fallen.“

Ernst antwortete ihr nicht. Er legte nur die Hand auf seine Brust und einen Finger auf den Mund, und ging, da Lulu ihn nun beruhigt losließ, schweigend aus dem Zimmer, ja sogar aus dem Hause. Unten bei der Küche, auf deren Herd ein gewaltiges Feuer loderte, um das mehrere kleine groteske Gestalten, in bunte Stoffe gekleidet, sichtbar

waren, begegnete ihm geschäftig der treue Elert und redete ihn an: „Wen suchen Euer Durchlaucht?“

„Niemand, Elert,“ antwortete der Prinz. „Ich will mich nur ein wenig abkühlen, es ist mir drinnen zu heiß.“

„Euer Durchlaucht werden sich erkälten! Gehen Sie doch lieber wieder in das Haus!“ rieth der redliche Diener.

„Ich will nur hinüber zum armen Jakob und ihm ein kleines Geschenk bringen!“ sagte hierauf der Prinz.

Elert erschrak und rief: „Um Gottes willen nicht, gnädigster Herr Erbprinz! Jakobs Kinder haben die Blattern!“

„So? Ich danke Dir! Es ist gut! Geh' nur hinauf!“ sprach und gebot Ernst. —

Schneidend kalt wehte die Abendluft, den Prinzen fröstelte heimlich, als er nach einer Weile wieder aus der eiskalten Atmosphäre des Hofes draußen in die heiße des Hauses drinnen trat.

Die Maskerade.

Elert hatte sich einen Scherz ersonnen, mit dem er die hohen Herrschaften zu erfreuen gedachte, und den Kammerzwerg in sein kleines Geheimniß gezogen, der durch eine Leckerei leicht zu bewegen war, hülfreiche Hand zu leisten.

Mit einem Male hörte die Fürstin und ihre Umgebung auf dem Vorsaal die melodisch quikenden Töne eines Leierkastens, hörte draußen lachen, und jetzt trat Pipi gespreitzt herein, in ein bäurisches, ihn komisch genug kleidendes Kostüm geworfen, verneigte sich tief und sprach mit schnarrender Stimme: „Zur Feier des höchsten Geburtstages der durchlauchtigsten und gnädigsten Frau Fürstin und Landesmutter, nicht minder zur Feier der höchsten Verlobung

unsrer durchlauchtigen und gnädigen Prinzessin bitten die Zwerge aus Utopia einen kleinen Tanz vor den hohen und höchsten Anwesenden aufführen zu dürfen."

Die Fürstin lächelte Gewährung, bald war ein Zuschauerkreis gebildet und man sah in der That drei grotesk gekleidete Zwerggestalten auftreten, zwei männliche und eine weibliche, die an Häßlichkeit sowohl, wie an Kleinheit, Pipi nichts nachgaben, nur unproportionirter erschienen sie und weniger gewandt. Sie verneigten sich mit bäurischer Grandezza, und führten, verbunden mit Pipi, eine komische Quadrille auf, zu welcher der Kastellan leierte. Euphrasia hatte die Gnomen aufgeputzt und zugestutzt.

„Wo mag Elert diese raren Exemplare aufgetrieben haben?" fragte die Herrin, welche in der That belustigt erschien.

„Sollten Ihro Durchlaucht mit ihnen nicht Höchstihro Dienerschaft zu vermehren geneigt sein?" fragte Graf Eichwald, während der Oberhofmarschall zu dieser Frage den Kopf verneinend schüttelte.

„Eine Garde à la Suite die Ihro Hoheit als

Talpaschen kleiden lassen könnten!“ scherzte Fürst August.

„In der That,“ erwiederte Sophia, „es wäre auch gleich die rüstige Markedenterin dabei.“

„Verkörpern sich die Mährchen der tausend und einen Nacht?“ rief Lulu. „Seht doch! die drei Bucklichen von Bagdad!“

„Diese Edeln müssen Sie uns zeichnen, Herr Graf!“ flüsterte Lili Eichwald zu. „Ich richte sie dann als Seidenmosaik her, und wir hängen sie unter Glas und Rahmen!“

„Welche Augen, welche Gutmüthigkeit im Gesichte dieser Zwergfrau! Welche Lippen, wülstig, wie zwei rothüberzogene Sophapolster. Bravo, bravo, Zwergmadame,“ flüsterte der Spott im Zuschauerkreise.

Während dieses die Gesellschaft belustigenden Intermezzo's, auf dessen Herbeiführung Elert und Euphrasia sich nicht wenig zu Gute thaten, wurde Thee servirt, wurden im Hofe die herrschaftlichen Schlitten wieder bespannt, und die Vorreiter entzündeten ihre Flambeau's. Bald darauf hüllten sich die Damen in ihre Kapoten und Palatinen, die Herren in ihre

Mäntel und Pelze, und nach wenigen Minuten später war das Geräusch so vieler Gäste, die Pracht ihres Putzes, ihr lautes Gespräch, ihr Gelächter, die harmonischen Klänge der Musik — alles vorübergerauscht wie ein phantastischer Traum; verhallend tönte durch die ländliche Winterabendstille die Musik, das Geklingel der Schellen, das Geknall der Peitschen, und das Licht der Fackeln schweifte wie ein rasch und hüpfend gleitender Irrlichterzug flackernd über die beschneiten Thalflächen dahin, bis um die Waldecke biegend, der letzte Glanz zu erlöschen schien, und nur von der starren Bergwand gegenüber ein leises Echo hallte, darin Musik, Peitschen- und Schellenschall fabelhaft verschmolzen aus dem Innern des Berges zu dringen und zu klingen schien.

Die armen Zwerge sättigten sich mit dem, was Elert an Resten des Theetisches zu bieten hatte, freuten sich des stattlichen Geschenkes, welches ihnen zu Theil geworden, entpuppten sich, und zogen nach Ablegung der bunten und glänzenden Hüllen, in denen zu erscheinen und zu belustigen ihnen vergönnt war, als unscheinbare Nachtfalter in ihren groben

und zerfetzten Bettlerkleidern, doch wohlgemuth und lustig durch die Winternacht von dannen, dem Dorfe zu, das die Ehre hatte, sie zu eingebornen Mitnachbarn zählen zu dürfen. Sie waren von Elert und Euphrasia mit Wein und Kuchen gar wohl bewirthet worden, und hell schallte durch die Winternacht ihr lautes Gespräch und Gelächter, endlich sogar sangen sie nach ihrer Weise einen plumpen Reim:

„Kleine Leutchen sind wir zwar
Mit zerriss'nen Hosen;
Arm dabei, doch immerdar
Gern gesehn von Großen.“

„Kleine, wenn sie Klein're seh'n,
Eigner Größe freu'n sich.
Doch die Großen, wo sie steh'n,
Halten sich für einzig.“ —

In dem Dorfe, welches auf Wegesmitte zwischen der Stadt und Sophienlust lag, schloß sich die hier zurückgebliebene Gesellschaft wieder dem Schlittenzuge an, und mehrte so auch die Zahl der fackeltragenden Vorreiter. Phantastisch glitt der lange hallende Zug im grellen Fackellicht durch die Nacht,

bald war ein Schlitten mit den Darinsitzenden hell beleuchtet, bald fiel irgend ein großer Schatten auf sie, bald gellte ein Damenschrei, bald scholl ein Zuruf.

Ueber der Stadt, der man bereits sich so weit genähert hatte, daß man die Gegend, in welcher sie lag, deutlich sah, wenn man auch die Gebäude nicht unterscheiden konnte, stieg jetzt eine eigenthümliche, immer wachsende Helle auf, wie ein meteorischer Lichtschimmer, welche den Funken der Besorgniß in zagende Herzen warf, es sei Feuer ausgebrochen, und wirklich gebot die Fürstin einem Vorreiter, rasch voraus zu galoppiren, und zu erkunden, was die Ursache dieser räthselhaften Helle sein möge.

Die höchsten Herrschaften saßen ziemlich still und einsylbig in ihren Schlitten. Was hätte Sophia Sonderliches mit ihrem Schwager Friedrich reden sollen? Und Er, was hätte Er, der Schweigsame, im Herzen verwundete Mann, für ein Thema der Unterhaltung aufnehmen sollen? Jedes überließ sich seinem Nachdenken.

Fürst Albert's Gedanken schweiften nach einem fernen Lande, wo er seine Theuern wußte. Er machte

sich fast Vorwürfe, ohne sie einen Festtag begehen zu helfen, und gelobte sich und ihnen im Innern heilig, alles nachzuholen, und sie selbst recht bald — und sie mit einem Glanze zu umkleiden, der seiner Würde und ihrer Liebe entsprechend sei.

Auch Prinz Ernst, der mit seinem Bruder Karl fuhr, war sehr still, und ließ den Bruder reden, dessen jugendliches unbefangenes Herz ihn vielleicht zum Glücklichsten bei der ganzen zahlreichen Gesellschaft machte, denn er war sich froh bewußt, daß Schlitten gefahren wurde, und dachte an nichts Anderes; er freute sich der Schlitten, der Pferde, der Musik, der guten Bahn und des Geknalles, und knallte mit langer Peitsche selbst kräftig und tüchtig mit. Dem Jüngling war die weiche und verderbliche Liebesehnsüchtelei noch fern, die oft junge Gemüther lastend drückt und mit sich selbst entzweit, und für die wahre und tief empfundene Liebessehnsucht, für die Feuertaufe des Herzens, war er noch nicht genug gereift. Die aber, die für sie gereift waren, und sie erprobt hatten, die im Purgatorium der Leidenschaften gequälten Seelen waren allzumal tief gedankenvoll und

tief schweigend, höchstens nur ganz leise flüsternd, Inneres, wie äußere Gestaltung verhüllend — jedem etwaigen Späherblick entzogen.

Der Vorreiter kam zurück, und rief beruhigende Worte der Fürstin zu; es war kein Feuer in der Residenz, es waren nur Flammen der Liebe, Verehrung und Anhänglichkeit, die den Nachthimmel rötheten. Die Hauptstraßen, durch welche die Schlittenfahrt nach dem Residenzschlosse ging, waren alle freiwillig erleuchtet, und die Bürgerschaft bildete in ihnen mit Fackeln Spalier, und Markt und Straßen wimmelten von Zuschauern. Als Sophia's und ihrer Schwäger Schlitten am Thore anlangten, begann ein tausendstimmiges Lebehoch, das sich immer weiter fortpflanzte, und auch der geliebten, der Liebe so werthen Tochter des Fürstenhauses und ihrem Verlobten galt. Nur das wurde bedauert, daß beim Fahren durch die Stadt die fürstliche Braut sich nicht entschleierte und ihr holdes Antlitz dem harrenden Volke zeigte, welches sie so bald verlieren sollte. Prinz August hatte überrascht, erfreut und dankend gar freundlich und gnädig nach allen Seiten hin gegrüßt.

Da, so hatte es wenigstens geschienen, die Hofdame von Altenstein neben dem Grafen Eichwald gesessen, so prophezeihten die Kleinstädterinnen gleich, daß aus diesem schönen Paare am Ende wohl gar ein Brautpaar werden dürfte. —

Der Maskenball entfaltete eine Fülle von Geschmack, Reichthum, gewählten Kostümen und heitern Scherzen. Die Herrschaften hatten sich, wie selten sie auch sich sonst vereinigten und ein gemeinschaftliches Interesse theilten, zu einem schönen Maskenzuge vereinigt. Sie wollten in Gesellschaft ihrer nächsten Umgebung in ritterlichen Kostümen die erlauchten Ahnen des hohen Geschlechtes repräsentiren, dessen grandiose Wiege jenes in Ruinen liegende uralte Stammschloß war, das seine grauen Zinnen in der Nähe Sophienlust's über die Nachbarberge emporhob. Alle Vorbereitungen waren im Voraus getroffen, Prunkvolleres sollte die Residenz noch nie erblickt haben. Der staunende Zuschauerkreis, welcher sich jetzt im Saale bildete, und sich der Wände entlang dicht gedrängt reihte, sah gespannt nach der Flügelthür hin, aus welcher hervor der Maskenzug

des Hofes sich bewegen sollte. Jetzt sprang diese Thür auf, jetzt wirbelte die Musik vom hohen Orchester das Allegro eines Triumphmarsches; zwölf Edelpagen mit Kerzen in spanischer Hoftracht traten je drei und drei voran, und ordneten sich zu beiden Seiten des Saaleinganges. Es folgte ein Herold in üblicher Tracht, welcher auf hoher Stange eine umkränzte Tafel trug, auf welcher man die Worte in Goldschrift las: Amour, Honneur, Gloire. Dem Herold zur Rechten schritt ein Magier; dieser trug neben seinem Zauberstab einen Spiegel, auf dessen blanker Fläche das Wort Renaissance zu lesen war; zur Linken aber sah man einen lustigen Rath einherschreiten, welcher einen Doppelspiegel trug, den er bald auf die eine, bald auf die andre Weise den Zuschauern vorhielt, die dann bald Serieux, bald Folie lasen, wobei es ihrem Scharfsinn überlassen blieb, den wortspielenden Sinn dieser allegorischen Figur so zu deuten, daß es wohl gethan sei, den Spiegel des Ernstes nicht ohne contrastirende Folie zu lassen. Magus und Narr waren zwei Kammerherren, Fürst Albert war der Herold. Dieser letzte

repräsentirte das Mittelalter mit seinen hervorleuchtenden Parolen, welches durch den Wunderstab des Magus wieder erweckt worden war, und der Narr vertrat die Faschingsfreude der Gegenwart, den mit Scherz vermählten Ernst. Diesem Kleeblatt folgte ein Pannerträger in voller Turnierrüstung, der einzige, welcher sich geharnischt zeigte, denn der richtige Takt des Festordners hatte erkannt, daß die vollgerüsteten Maskeradenritter meist eine sehr eckige Figur machen und eine bedauerliche Rolle spielen. Das große Panner zeigte die Wappenschilder des erloschenen Fürstenstammes, dessen Repräsentanten nun Paar an Paar in den Maskensaal traten, doch so, daß vor jedem Paare drei Pagen schritten, von denen der Mittelste einen kleinodiengeschmückten Helm und einen ritterlichen Schild trug. Der Schild zeigte jedesmal die vereinigten Wappen des Ritters und seiner Dame, die sämmtlich berühmten und erlauchten Familien entstammt waren, und so fand sich in diesen bunten Wappenschildern zugleich die Bedeutung des Festzuges als passendes Ende der Verlobungs-

feierlichkeit ausgesprochen. Die beiden andern Pagen waren Dadophoren.

Die Tracht, welche zu diesem Maskenzug gewählt worden, war nicht die in den Theatergarderoben heimische, zur Ueberlast in allen Ritterstücken zur Schau getragene, sondern es war die Prunktracht in des Mittelalters höchster Blüthezeit, ganz verschieden von den ritterlichen Hauskleidern und Patriziertrachten zur Zeit der Reformation. Eine alte Chronikhandschrift der fürstlichen Bibliothek hatte auf colorirten Pergamentblättern diese schönen und idealen Kostüme aufbewahrt, die jetzt in aller Farbenfrische neuer Stoffe zur glänzenden und allerfreuenden Erscheinung kamen.

Zuerst erschien der Ahnherr und die Ahnfrau, Fürst Friedrich und Fürstin Sophia. Er trug einen goldgeschuppten antiken Wappenrock, purpursammtne enganliegende Beinkleider, schwarze Schuhe, deren gerollte Aufschläge gelb gefüttert waren. Ein goldnes Halsband mit einem großen Türkis schloß eng um den Hals und hielt die über die Achseln wallende, weite, bis zu den Füßen abfallende, scharlachrothe

Dalmatike mit grünem Seidenfutter. Die weißen Stolphandschuhe waren gestickt und auf der obern Handfläche ebenfalls mit Steinen besetzt. Seine Dame erschien höchst einfach, wie es ihrer Würde und ihren Jahren zukam. Sie trug ein ultramarinblaues Kleid, einen ähnlichen Scharlachmantel, wie der Gemahl, innen aber mit goldfarbigem gemusterten Seidendamast gefüttert, und um das nonnenartig verhüllte Haupt einen feinen Schleier, dessen Enden über die Achseln fielen. Ihr Mantelschloß war ein Karniol, die Dalmatike hatte einen kurzen Kragen von schwarzem Sammt.

Schöner, wie sie, nahm die Dame des zweiten Paares sich aus, die holde Prinzessin, welche Hand in Hand mit ihrem Verlobten ging. Ein Myrthenkranz schmückte ihr volles, reiches Goldhaar, das in den anmuthigsten Wellen fessellos den schlanken Rücken hinabfloß. Ein hochheraufgehender Kragen bedeckte züchtig Hals und Brust; das Oberkleid von Lilaseide rauschte faltenreich ab, die Aermel, mit Oeffnungen von enormer Größe, aber wohlgefällig in Bogen ausgerandet, zeigten gelbseidnes Futter,

und unter ihnen hervor stahlen sich die zarten Hände und Arme, letztere von Unterärmeln aus himmelblauem Sammt eng umschlossen. Fürst August trug eine turbanähnliche Kopfbedeckung von Purpursammt, offnen Hals ohne Kragen und einen purpurnen Ueberrock einfachsten Schnittes, dessen Aermel dieselbe charakteristische Größe hatten, die diese alterthümliche Hoftracht auszeichnete. Das Futter dieses Gewandes war grün, grün waren auch Unterkleid und Beinkleider, die Schuhe waren spitz und von schwarzem Zeug mit goldner Einfassung.

Das dritte Paar, Prinz Ernst war es mit Lili, erschien eben so stattlich, wie seine beiden Vorgänger. Des Ritters kurzer Wappenrock von Scharlach hatte einen breiten verzierten Goldsaum, auch der Gürtel war Gold; die Aermel dieses Rockes endeten dicht unter der Achsel zackig ausgeschnitten, und unter ihnen wogten wieder ungeheure, bis zu den Knieen hinabhängende Bauschärmel von lichtgrüner Farbe hervor, mit laubförmiger Auszackung. Die Beinkleider waren lilafarben, die Schuhe glichen denen des Vorgängers.

Das gelbseidne Gewand der Dame war im Schnitt denen der Vorgängerinnen gleich, doch war es schuppenförmig mit Gold durchwirkt, und die Aermel zeigten lilafarbnes Futter. Ein einfacher Gürtel von schwarzem Sammt grenzte die kurze Taille ab; der Ausschnitt dieses Gewandes war so weit, daß er ganz neumodisch erschien, wie denn die Mode in diesem Punkt der weiblichen Bekleidung fort und fort wie das Quecksilber in einem Wetterglas auf und ab steigt, oder den Mond der Frauenschönheit bald voll und blendend, bald überhüllt und in wechselnden Phasen erblicken läßt. Ihr Haupt schmückte ein Aufsatz von Hermelinbesatz, dessen Form der Kopfbedeckung der Russinnen glich, und unter diesem wogte nun fesselfrei das volle, prächtige Haar in zwei Goldströmen bis zu den Kniegelenken nieder, und entlockte allen Zuschauern und Zuschauerinnen Staunen und Bewunderung.

Es folgte Prinz Karl mit Sidonie von Lichthausen, welche heute in den Rang einer Ehrendame der Fürstin eingetreten war, da, wie man sagte, höchstwahrscheinlich Lili von Altenstein die Prinzessin in

deren neue Heimath begleiten werde. Sidonie trug ein ähnliches Kleid, nur war die Farbe carmoisin, mit Silberfäden durchwebt, das Futter lichtgrün, die Unterärmel ultramarinblau. Wie bei Lili, begrenzte den Ausschnitt des Gewandes eine goldne Spange. Der Aufsatz ähnelte dem Lili's, aber das Haar war in einfache Zöpfe geflochten, die nur zu beiden Seiten des lieblichen Gesichtes abwärts liefen und sich wieder nach dem Hinterhaupt verloren.

Sidonien's Begleiter erschien in einer langen, fast einem Pilgerrock ähnelnden Dalmatika von Scharlach; sein Unterkleid war carmoisin. Als einzige Zier ruhte auf den Schultern ein breiter Goldreif, der sich über die Brust zog, an welchem rundum Schellen gereiht waren, die bei jedem Schritt und Tritt erklangen. Ein nach vorn spitz zulaufender, breitgekrämpter, schwarzer Filzhut gab der Maske ein räthselhaft phantastisches Ansehen.

Graf Eichwald schritt an der Seite der Tochter der Oberhofmeisterin, einer lieblichen Jungfrau. Ihr Haupt umwallte ein weißer Schleier, ihr Kleid war von Schilleratlas, der lichtblau und goldfarben

in wechselnder Beleuchtung schimmerte. Ihren Hals zierten zwei Reihen Bernsteinperlen, vom goldnen Gürtel hingen an kurzen, starken Goldperlenschnüren drei klingende Schellen. Die Tracht ihres Begleiters war der seiner Vorgänger ähnlich, die Farbe seiner Dalmatika war violett mit Silber und grün gefüttert. Die gezackten Aermel, mit Agraffen in Falten gehalten, ließen gelbseidne, fast gleichgroße Unterärmel hervorwallen; das Unterkleid war grün, die Beinkleider dunkelblau. Ueber die Brust war eine golddurchwirkte gelbseidne Schärpe in eine Schleife gebunden.

Das sechste Paar in diesem Zuge war Marie von Perlen mit ihrem Bräutigam. Sie trug ein Rosaatlaskleid mit silbernen Posamenten, dessen Aermel an der Achsel dicht anlagen, und nur die Hälfte des Oberarms bedeckten, die Unterärmel waren blau, und wurden zum Theil verhüllt von einer bis zur Erde wallenden, mit weißer Seide gefütterten Pelzverbrämung. Das Haar war von einem feinen Schleier nur leichthin bedeckt, dessen eine Hälfte in anmuthigen Wellenlinien vom Haupte

abwärts lief, von der einen Hand der Braut leicht gehalten wurde, und sich in zarte Spitzen an der Kniegegend verlor.

Den Bräutigam Mariens schmückte ein vom Grünen in's Gelbe, und vom Gelben in's Grüne schillernder, kurzgeschnittener, faltiger Wappenrock, unter dem von der Hüfte bis zu den Knieen ein enggefältetes weiberrockähnliches Gewand abfiel, dessen Längenstreifen sich in den wiederholten vier Farben: carmoisin, grün, scharlach und weiß, rundum so aneinander reihten, daß stets drei Falten dieselbe Farbe trugen. Die Beinkleider waren zinnoberroth, und ein barettähnlicher Aufsatz von Purpursammt deckte das Haupt. Am Gürtel hing ein alterthümliches, mit Steinen besetztes Hüfthorn.

Auch das siebente und achte Paar dieses Festzuges erschien in gleicher eigenthümlicher Tracht, welche einfach und kleidsam, wie sie war, nicht geringes Aufsehen erregte und vollen Beifall fand, obwohl sie alle den Tand und die Flitter verschmähte, mit denen die übrige Maskenschaar sich überladen hatte, Federn und Quasten, Waffen und Sporen,

Ketten und Perlen, und was alles sonst noch in dieser Art in alten und neuen Zeiten zu solchen Zwecken beliebt wurde und wird.

Diesem stattlichen Zuge folgten in ritterlicher Prunktracht drei Pannerträger neben einander, die Fahne rechts zeigte das Familien-Wappen Fürst August's, die zur Linken das der Prinzessin, die in Mitten dieser beiden getragene zeigte beide Wappen in einem Schilde vereinigt; diesen Pannerträgern schloßen sich nun die vorausgetretenen zwölf Kerzenträger drei zu drei an, und so umwandelte der Zug den ganzen Festsaal, und geleitete die Fürstin und ihre Schwäger zu den für sie auf einer Estrade bereit stehenden Thronsitzen. Hierauf begann ein schöner, sonst bei fürstlichen Vermählungen nur üblicher Fackeltanz, den man gern an diesem Freudenfeste anticipirte.

Als dieser Tanz beendigt war, traten andere Maskenzüge ein, meist nach der Sitte und dem Geschmack der Zeit mythologisch und allegorisirend, die sich von dem hohen Publikum mit Antheil und Beifall betrachten ließen. Fast alle endeten mit

einer den Verlobten dargebrachten Huldigung und Glückeswünschen wie Glückesverheißungen.

Unter mancherlei Grotesken zog jetzt eine Maske aller Augen auf sich; schon von weitem vernahm man ein Kollern, wie das Gekuiier eines kalekuttischen Hahns — und in der That schritt stolz, kollernd, die Flügel an der Erde hinschleifend, mit dem fächerartig aufgebreiteten Schwanz wedelnd, ein veritabler Puter durch die, willig Raum gebende, und doch ihn dicht umdrängende Menge. Gravitätisch schritt der Truthahn zu der Estrade, und legte dort zu den Füßen der Sitzenden ein wasserfarbiges Band, darauf mit Goldbuchstaben ein Reim zu lesen war.

Während dieser von den hohen Empfängern gelesen wurde, machte sich schon wieder eine neue Groteske bemerklich und dabei sehr breit. Es schob sich ein großer Tafeltisch, dessen Füße vier Karyatiden bildeten, durch die drängende Menge, und, selbst den Puter verdrängend, vor die hohen Herrschaften hin; dieser Tisch war bis zum Boden mit dunkeln, goldbordirten Teppichen verhangen. Niemand wußte,

was sich bereiten werde, als plötzlich eine Klappe aufschlug, und aus der Tafel ein zierliches, drei Fuß hohes Männlein emporstieg, das sich graziös verneigte. Auf ein Zeichen spielte die Musik eine Gavotte, und das Männlein tanzte sie allerliebst, wobei es die kleinen Aermchen und Beinchen anmuthig zu schlenkern wußte. Es war Pipi, dessen Produktion großen Beifall fand, über den man so ziemlich den kalekuttischen Hahn vergaß. Dieser wollte sich aber weiter bemerklich machen, that sehr zornig gegen die rothen Scharlachdalmatiken, und kollerte auch gegen Pipi hinauf, der ebenfalls in Scharlach gekleidet war, als wenn er den Zwerg beißen wollte. Dieser griff herab, erwischte den blaurothen Kamm des Truthahns, zog daran, that einen Ruck, und hatte die künstliche Kopfbedeckung sammt dem Schnabel und Fleischzapfen in der Hand, wie die gemalte Judith das Haupt des Holofernes. Dies geschah in demselben Augenblick, als der vom Truthahn überreichte Reim der Menge gezeigt wurde, welcher lautete:

Des hohen Himmels Güte
Ihr Fürsten euch behüte!

Wehmüthig sah das schweißtriefende und hochrothe Gesicht des Herrn Nehmrich sich nach seiner Kopfhaut inclusive Schnabel um, dies war sammt Pipi in die Versenkung der Tafel verschwunden, die Karyatiden setzten sich in Bewegung und wanderten fort, und unermeßliches Gelächter über den demaskirten Vogel erfüllte den Saal. Herr Nehmrich wurde nun wirklich zornroth wie ein wälscher Hahn, und wüthete durch die Maskenschaar, die ihm überall den Weg vertrat. Er glich einer riesengroßen Harpye, und alles entsetzte sich vor ihm, und alles lachte über ihn, von den Höchsten bis zum Lakaien.

Einer war unter der großen Schaar, der nicht lachte — Prinz Ernst. Fieberschauer schüttelten ihn, bald war ihm heiß, bald fror ihn. Er sagte es Niemand, er hielt aus. Immer in Lili's Nähe sich haltend, aber am Tanze nicht theilnehmend, weilte nur auf ihr sein Blick; er wollte ihr Bild recht tief in seine Seele prägen. Lili tanzte viel mit dem Grafen Eichwald.

Ernst sann nach über die Räthseltiefen des menschlichen Herzens; er hätte gern die Hieroglyphe gedeutet, die sich in Sophienlust seinem Auge dargestellt, aber er vermochte es nicht. Er konnte ihre tiefe Bedeutung nicht fassen.

Finale.

Ein banges Gerücht ging durch die Stadt, vom Palast zur Hütte, von Haus zu Haus: der Erbprinz ist krank, er hat die Blattern! — Ein Schreckenswort in jener Zeit, nicht viel minder fürchterlich, wie das Wort Pest, denn furchtbar war diese Krankheit und mit sicherm Tode, oder doch mit lebenslänglicher Erblindung, grausamer Entstellung drohend. Ein Kakodämon war sie, der seine giftigen Greifenklauen in glatte Wangen schlug, und sie zerriß; ein Hasser des Schönen, ein Zerstörer alles Lieblichen und Blühenden. Noch lag die nützliche Erfindung der Inoculation — wenn schon hie und da in Deutschland geübt — in ihrer Wiege, und erst dem zu Ende gehenden Jahrhundert war es

vorbehalten, Jenners großartige Entdeckung zum Wohl der Menschheit nach allen Richtungen hin zu verbreiten.

Leider fand die sorgliche Theilnahme der Residenzbewohner jenes Gerücht nur zu bald bestätigt, und allgemein wurde die Bestürzung, als man von Stunde zu Stunde von der Verschlimmerung des Zustandes des kranken Prinzen Kunde erhielt.

Prinz Ernst fühlte sich schon unwohl, als er der Maskerade beiwohnte, aber er wollte es nicht äußern, um den Uebrigen nicht die Freude zu verderben. Er legte sich fiebernd zu Bette, und sagte sich selbst, daß es nicht anders sein könne. Seine Gedanken waren auf jenes ernste Scheiden gerichtet, das die deutsche Sprache analog den Worten gehen und vergehen, tiefsinnig verscheiden nennt. Er dachte viel über sich, sein Leben, seine Liebe, und sein Leiden, und reimte gern auf Leiden: verscheiden.

In einer kurzen Stunde fieberhaften Schlummers hatte Prinz Ernst einen eigenthümlichen Traum, der so lebhaft war, daß er ihn wohl Vision nennen konnte, wie denn bei der wunderbaren nervösen Reiz-

barkeit in Fieberkrankheiten gar schwer die Grenzlinie zwischen dem zu ziehen sein möchte, was man träumen, und was man phantasiren nennt. Ergeht sich doch in beiden Zuständen die Seele in räthselhaften Irrgärten, zu denen wir im gesunden Wachen nimmer Pforte und Schlüssel finden. Der Prinz lustwandelte in dem beschränkten, aber anmuthigen Garten zu Sophienlust, der ihm aber ungleich weiter und größer erschien, als er in der That war; denn endlos schienen sich die langen hohen Taxus- und Hainbuchenwände zu ziehen; die Fontainen stiegen still empor, und ihr Niederfall gab kein plätscherndes Geräusch. In den Bäumen regte sich kein Laub, im Grase flüsterte kein Halm, es war tiefstill, todtenstill, geheimnißvoll und schauerlich öde. Der Träumende sah sich ganz allein in dem verwaisten Gartenraum, und es überrieselte ihn ein Furchtschauer, er setzte sich nieder an die Steinstufen der Wasserkunst. Da wandelte ganz von Weitem her die Gestalt eines wohlgebildeten Jünglings, weiß gekleidet, dessen Züge eine stille Heiterkeit ausdrückten. Diese Erscheinung faßte Ernst bei der Hand und

sprach freundlich: „Stehe auf und mache Dich fertig, Du mußt fort.“ Dann sah sich Prinz Ernst wieder allein, und auf einmal fiel ihm nun bei im Traume, daß diese Erscheinung ja ein Engel, und kein Anderer gewesen sei, als sein im fernen Wälschland vor einigen Jahren verstorbener Bruder, und er sprach, aufstehend, und gleichsam dem Entschwundenen noch antwortend, laut: „Ich muß nicht, ich will fort!“ und darüber wachte er auf, so daß er sich selbst noch diese Worte sprechen hörte. Da heftiger Durst den Kranken quälte, so klingelte er seinem Kammerdiener, und dieser, den Zustand des Prinzen wahrnehmend, sorgte, daß nach dem Leibarzt gesandt wurde.

Dieser kam, verordnete, kam wieder, und sprach, als es schon Tag geworden, beruhigend zu dem Kranken: „Alteriren Sich Euer Durchlaucht nicht, und machen Sich keine üble Impression! Sie werden die Blattern bekommen.“

„Ich werde die Blattern bekommen und werde sterben!“ antwortete mit großer Resignation der Prinz.

„O nicht doch, Euer Durchlaucht!“ widerlegte der

Arzt, über diese Aeußerung bestürzt. „Gott wird auch Sie diese Krankheit glücklich überstehen lassen, wie so viele andere Menschen, und wird die Heilkraft der Medikamente segnen.“

„Ich weiß, was ich weiß,“ sprach Ernst. „Ich weiß, was ich die vergangene Nacht gesehen habe; mein Todesengel war bei mir, ich habe ihn gehört zu mir sagen: Stehe auf und mache dich fertig, du mußt fort. Wohlan, ich bin bereit. Damit Sie aber sehen, daß ich mich nicht selbst vernachlässige, damit mir nicht nachgesagt werde, ich sei ein Mörder an meinem eigenen Leibe, so will ich Ihnen, Herr Doctor so wenig, als mir selbst, im Geringsten keine Reproche verursachen, will mich menagiren, so gut ich kann, will gern einnehmen, was Sie mir verordnen, und alle Diät der Welt halten, aber Sie langen damit doch nicht aus, denn Sie werden sehen, daß ich sterbe.“

„Mein Gott, Prinz! Durch solche schwarze Vorstellungen verschlimmern Sie ihren Zustand, hemmen die wohlthätige Wirkung meiner Verordnungen!“ rief der Leibarzt besorgt aus, aber Ernst kehrte sich

nicht an dessen Worte, sondern sprach ruhig fort: „Ich will mich, so lange ich noch meine Besinnung habe, mit meinem Gott versöhnen, will beichten und communiciren, und will dem Herrn stille halten, bis daß er kommt.“ —

Die plötzliche Erkrankung des Erbprinzen brachte am Hofe keine geringe Bestürzung hervor; Fürst August reiste, um nicht in so drangvoller Zeit lästig zu fallen, mit seinem ganzen Gefolge schneller ab, als dies außerdem der Fall gewesen wäre; dagegen blieb Fürst Albert besorgt und bange. Die Fürstin erblickte in dem kranken Stiefsohn nicht minder einen Todesgeweihten, wie Prinzessin Luise in dem Bruder einen solchen erblickte. Beide Frauen hielten sich an die furchtbare Bürgschaft, welche jene räthselhafte und grauenvolle Erscheinung stellte, und Lulu's Zähren flossen im Voraus um den Bruder. Die weise Strenge des Arztes verbot jede Annäherung der fürstlichen Familienglieder an den Kranken, und so kam es, daß um so peinlicher Schmerz und Theilnahme mehr als ein Gemüth erschütterten; am meisten das weiche Lili's. Hätte der Erkrankte die

Thränen gesehen, die Lili um ihn weinte, sie wären vielleicht zum Lebens- und Wunderbalsam für ihn geworden, und hätten ihm Kraft gegeben, das Leben und seine mannichfaltigen Bürden zu ertragen. Aber er sah diese schönen Zeugen einer reinen, unentweihten, schmerzvollen Freundschaft nicht, die ihm nicht genügt hatte, und erlag.

Acht Tage waren dahin gegangen, seit der Prinz erkrankte; er hatte mit unendlicher Geduld gelitten; eine unglaublich große Menge schmerzender Blattern waren ausgebrochen, doch blieben seine Augen unergriffen. Nicht die irdische Hülfe der Aerzte schien anschlagen zu wollen, nicht die vom Himmel in öffentlichen besondern Betstunden erflehte. Die religiöse Gemüthsrichtung, welche dem Prinzen bei seiner Erziehung gegeben worden, und in seinem Innern tief gewurzelt war, kam wahrhaft verehrungswürdig bei seinem Krankenlager zur Erscheinung. Mit einer Ruhe, die dem irdischen Sein schon fast nicht mehr angehörte, bereitete sich sein Geist zum schwersten Kampfe, zum letzten Gange vor.

Am Morgen des neunten Tages empfing er noch-

mals das Abendmahl, und sprach dann zu den ihn Umgebenden: „Durch die Gnade Gottes werde ich selig werden, und ich will nun Abschied nehmen von Welt und Leben.“

Es waren in dem Krankenzimmer anwesend drei Geistliche, Ehren=Magister Kilian, der von Fürst Albert nach der Residenz beorderte Pfarrer von Osthausen und der Superintendent an der Stadtkirche, die fürstlichen Hofmedici, der Cavalier von Wangen, zwei fürstliche Räthe, der Kastellan Elert von Sophienlust, und einige andere Hof= und Leibdiener. Den Mitgliedern der Familie glaubten die Aerzte den Zutritt versagen zu müssen. Mit einer unbegreiflichen und wunderbaren Ruhe und Freudigkeit gab der fürstliche Jüngling den mitleid= und trauervoll Versammelten die Anordnungen zu vernehmen, die er zu machen für gut und nöthig hielt, wobei er, obschon er frisch, kräftig und lange anhaltend sprach, ohne daß es ihn zu erschöpfen schien, die sicherste innere Gewißheit an den Tag legte, daß er sterben werde.

„Ich will, befehle und bitte,“ sprach er: „daß

man mich weder secire, noch einbalsamire, noch mit meinem armen Leichnam irgend eine Pracht unter dem Vorwand standesgemäßer Beisetzung treibe. Ich will reich in Gott sterben, und arm begraben sein. Ich will in kein kostbares Sterbekleid, sondern in ein reines Linnentuch gelegt sein! Mein Sarg soll nicht mit Sammt, sondern mit schlechtem schwarzen Tuch beschlagen werden. Mein entstellter Körper soll nicht zur Schau ausgestellt werden, und man soll mit ihm zum Begräbniß eilen, so viel als möglich. Das soll des Nachts um eilf Uhr geschehen, ohne Aufsehen, in tiefer Stille, ohne Conduct. Acht Cavaliers sollen mir die letzte Ehre erweisen, und mich hinab in die Gruft tragen zu meinen lieben Eltern. Mit zwölf weißen Wachsfackeln soll man dazu leuchten, wobei ich mir ausbitte, in der Schloßkirche nicht mehr Lichter anzuzünden, als unumgänglich nöthig sind. In der Gruft soll mein Kammerdiener an meinen Sarg vier starke Schlösser legen und die Schlüssel unter einen Stein vergraben. Am Tage nach meiner Beisetzung soll eine Betstunde gehalten werden; in dieser soll man die Lieder sin-

gen: O Haupt voll Blut und Wunden, und Jesu meine Zuversicht. Der Geistliche soll das eilfte Kapitel des Evangeliums Johannes lesen, und den Segen sprechen. Das Evangelium handelt vom Lazarus, den der Meister erweckte, wie er mich erwecken wird.“

Die treuen Diener weinten, Niemand sprach, der Schmerz ging als Engel des Schweigens durch das Zimmer. Der Kranke redete voll Fassung weiter: „Ihrer Durchlaucht, meiner Frau Mutter, versichere ich meinen kindlichen Respekt, und danke ihr tausendmal für erwiesene Gnade, Liebe und Fürsorge. Ich bitte, sie möge mir vergeben, was ich ihr je zu Leid gethan, und möge die Fehler meiner Jugend gnädig pardonniren. Gott, der Herr, lasse es ihr noch lange Zeit wohl gehen! Auch lasse ich sie ersuchen, sich meines Bruders bestens und zu aller Gnade anzunehmen. Von meiner Obervormundschaft, meinen gnädigen Herrn Onkels, nehme ich herzlichen Abschied; ich sage ihnen tausendfachen Dank für alle mir erwiesene Liebe und Vatertreue, und empfehle ihnen meinen Bruder. — Ach mein Bruder Karl! Ich grüße Dich tausendmal,

und lasse Dir gern zum Erbe alles, was ich besessen; wünsche Dir auch herzlich Glück zu Deiner künftigen Regierung. Ja, sagt meinem lieben Bruder, dies sei mein Wunsch und Segen, daß er möge ein frommer, gottesfürchtiger und gewissenhafter Regent werden.“

„Und meine Schwester, meine schöne, liebe Schwester, grüße ich unzähligemal. O daß ich Dich nicht noch einmal sehen kann, das schmerzt mich, Dich und — doch es soll nicht sein, und ist so besser. Gott mache Dich recht glücklich, er lasse es Dir zeitlich und ewig wohl gehen!“ —

„Mein Onkel Albert!“ fuhr Ernst fort. „Wie gerne nähme ich von ihm selbst Abschied. Es geht mir sehr zu Herzen, daß ich mit ihm in Spannung lebte, ich habe es Gott abgebeten und bitte es ihm ab. O sagt ihm, er möge nicht denken, daß ich einen Privathaß gegen ihn gehabt — ich will alles vergessen, was geschehen ist, Gott lasse es ihm wohl gehen, und gebe unserm Hause den dauernden Frieden, den es entbehrt!“

Der Prinz schwieg jetzt mit einem Seufzer. Elert,

den Ernst's Reden das Herz durchschnitten, ging weinend aus dem Zimmer und zu dem Fürsten Albert, dem er schluchzend des Prinzen letzte Worte hinterbrachte. Sie erschütterten den edeln Mann, er wollte um keinen Preis an Hoheit der Gesinnung diesem Jüngling nachstehen, und ging sogleich, ohne an den Diener ein Wort zu verlieren, in die Krankenstube.

Alle anwesenden hohen und niederen Diener erschraken, als der Fürst voll Majestät und Würde im Blick, Gang und Haltung eintrat, und gaben ehrerbietig Raum. Er schritt zum Bette des Kranken, von dem ihm Ernst mit wehmüthigem Lächeln die Hand entgegenstreckte, er beugte sich über den Kranken, er küßte ihn ohne Scheu.

„Mein lieber, theurer Neffe,“ sprach Albert, „wie sehr schmerzt mich Dein Uebelbefinden, und wie gern vergißt der Mensch in solchen Lagen die nichtigen Entzweiungen, welche die Herzen gegenseitig fern von einander halten! Du hast versöhnliche Worte gesprochen, und wahrlich, sie finden in meiner Brust ihren treuen Wiederhall! Ich habe ja auch gegen

Deine Person nie Haß gehegt, wir trugen beide an der allgemeinen Last des Zwiespaltes, den ein unseliges Geschick unserm Hause auferlegt. Der Herr wird sie von ihm nehmen, und es wird eine Zeit kommen, wo das Band der reinsten Liebe alle Herzen der Nachkommen umschlingt, wo die Herrscher als Musterbilder edler Gesinnung, hoher Humanität verehrungswürdig dastehen. Wenn Gott, wie wir hoffen und beten, Dir die Gesundheit wieder schenkt, will ich Dich durch die That überzeugen, daß ich alles, was früher tief Kränkendes gegen mich vorgegangen, Dir nimmer entgelten lasse."

„Ich fahre von hinnen, mein guter und gnädiger Onkel!" erwiederte resignirt der Prinz. „Tragen Sie die Liebe, die Sie mir in Ihrem Herzen schenken, auf meinen Bruder über, der diese Liebe verdient, denn er ist noch unbefangen und kennt nicht den Haß. Ihnen aber lege ich die Bitte an das Herz, nehmen Sie sich der armen Diener an! Manche von ihnen seufzen nach ihrem rückständigen Sold, sorgen Sie, daß er ihnen nicht länger vorenthalten werde. Seufzer der Diener lasten schwer in den Wag-

schalen, wenn die Thaten der Herrscher gewogen werden."

„Gott stärke Dich! Gott erhalte Dich! Amen!" sprach bewegt der hohe Mann zu dem Leidenden, schüttelte ihm die Hände, und ging, von Empfindung überwältigt, schmerzlich bewegt, von dannen.

Die Aerzte geboten jetzt ernstlich dem Prinzen, sich zu schonen, der auf's Neue sprechen wollte. „Nun wohlan," sagte er, „so singt mir das Lied: Des Herren Huld gefällt mir herzlich wohl."

Sein Wille wurde erfüllt, und als das Lied gesungen war, wobei er sich mühte, mitzusingen, sprach er: „laßt mich reden, weil ich noch reden kann! Bald genug wird mein Mund sich schließen für immer. Ich danke Gott für seine Gnade, daß er mir das Licht der Augen erhalten und die übrigen Sinne; der heutige Tag ist in dieser Krankheit mein bester. Ja, ich fühle mich gar nicht krank."

Aus dieser Aeußerung schöpften die Laien große Hoffnung, aber die Aerzte schwiegen trauervoll; die Blattern begannen einzufallen und färbten sich schwarz. Jede Medizin blieb wirkungslos.

Die Stunden schlichen mit bleiernen Füßen vorüber. Der Abend kam, der Prinz wurde still, die Geistlichen beteten wechselsweise und laut.

Der Pfarrer von Osthausen legte hier in seiner geistlichen Verrichtung und in seinen Vortrag eine Würde und einen Takt an den Tag, die in ihm gar nicht den heitern scherzfröhlichen lauten Mann von jenem Fischzuge her erkennen ließen; er zeigte durch sein Benehmen, daß nicht die Maske der Ernsthaftigkeit, mit der so Viele ihre innere Nichtigkeit zu verkleiden verstehen, nöthig ist, um sich berufestüchtig zu erweisen. Der frohsinnige Mann ist seiner Frohsinnigkeit halber noch nicht dem ernsthaften Pharisäer hintanzusetzen.

„Mein Herz hat die Welt abandonnirt, bald hört es auf zu schlagen!“ flüsterte der Kranke. „Es gibt eine schönere und bessere Welt, wo ewige Liebe heimisch ist. Seid nun Alle stille, denn ich will mich schlafen legen!“

„Welt, gute Nacht! behalt' das Deine,
Und laß mir Jesum, als das Meine,
Denn meinen Jesum laß ich nicht.

Behüt euch Gott, ihr meine Lieben,
Laßt meinen Tod euch nicht betrüben,
Durch welchen mir so wohl geschicht.
Mein Leid ist aus! es ist vollbracht!
Ein' gute Nacht!"

Diesen alten Liedervers sprach noch der Scheidende, und dann nichts mehr. Er legte sich auf die Seite, und schlief ein — zum Erwachen in Jenseits. Ohne Angstschweiß, ohne Zucken, ohne Röcheln, ohne Schmerz. Lange glaubte man ihn schlummernd, dann fand man, daß er vollendet hatte. Die Uhr schlug neun. —

Der Schmerz um den werthen Todten übte seine heiligen Rechte, er machte die Herzen weich, stimmte sie mild und versöhnlich. Zunächst war die Liebe der Angehörigen des theuern Verblichenen darauf bedacht, seine letzten Anordnungen buchstäblich zu erfüllen. Als alles geschehen war, was geschehen mußte, senkten sich trübe Tage nieder auf die Residenz und ihr stattliches Schloß. Ueberall äußerte sich die wahrste, unverhüllte, aber auch ungeheuchelte Trauer über das so schnelle Verwelken eines schönen

Jugendlebens, das so vielverheißend gewesen. Ein junger Baum war vom Sturm gefällt und entwurzelt, der in voller Frühlingsblüthenpracht gestanden. Die Fürstin schloß sich in ihre Gemächer, weinte und betete viel. Sie dachte daran, daß auch ihre Tage gezählt seien. Fürst Friedrich wandelte dumpf und stumpf unter den Seinigen. Er ließ sein Leid nicht laut werden, sondern trug es stillverschlossen im Herzen. Fürst Albert hielt sich als ein Mann, der das Leben und seine Glückeswechsel kennt. Er schrieb viele Briefe und rüstete sich zur Abreise, um bald darauf mit den geliebten Seinigen zurückzukehren und sie da einzuführen, wo jetzt ihre Stelle war. Karl und Luise, die fürstlichen Geschwister, überließen sich dem ungehemmten Schmerz, der für ein jugendliches Gemüth so natürlich, aber auch erleichternd ist. Lili litt namenlos über den Tod des Prinzen, und durfte doch das Weh, das auf ihrem Herzen lag, nicht offenbaren. Nur am treuen Busen der Prinzessin konnte sie sich ausweinen und that es, und in mancher stillen Feierstunde des Schmerzes mischten die Jungfrauen schwesterliche Thränen.

Der Schmerz, wie ungebändigt er oft erscheine, ist doch für das Menschenherz eine Flamme der Läuterung. Der Schmerz versöhnt, der Schmerz macht milde, der Schmerz verklärt. Die neue Zeit hat ein oft mißverstandenes und mißdeutetes Wort in den Sprachschatz aufgenommen, das Wort Weltschmerz. Dieser soll bezeichnen und bezeichnet das tiefe Fühlen und Empfinden des mannichfach Mangelhaften im irdischen Sein, der geistigen Fesseln und Bande, die auf Ländern, auf Völkern lastend liegen, über die unerfüllten Hoffnungen, die unerfüllbaren Wünsche, er soll das Weh bezeichnen, das die Natur durchschauert bei der steten und ewigen Vernichtung ihrer schönsten und lieblichsten Gebilde. Der Welt-Schmerz ist der Schatten, den der von der Allliebe angestrahlte Makrokosmus wirft. Manche aber glaubten und glauben, sie seien Träger und Repräsentanten dieses Weltschmerzes, und stellen sich gar grimmig an. Sie suchen sich und Andere zu überreden, ihr eignes verkehrtes und oft verfehltes Leben sei die Wehmutter, die die Geburt des Weltschmerzes fördere. Weil bei solchen gewaltsamen

Akten oft edle Theile zerrissen werden, so nennen sie ihr seltsamliches Gebahren Zerrissenheit. Die alles ausgleichende und heilende Hand der Zeit hat Gottlob die Mehrzahl dieser Zerrissenen leidlich wiederhergestellt, und auch ihnen scheint die Weltensonne der Liebe, der sie oft mit Absicht ausgewichen und in den Schatten getreten waren. Wenn auch das Licht der abnehmenden Mondenscheibe mehr und mehr sich verjüngt, wird darum die Scheibe dunkel bleiben? Der Kalender schreibt immer wieder Neu-Licht, und das neue Licht strahlt in wahrhaft verjüngtem Glanze. —

Rasch gingen die Tage dahin unter mancherlei wichtigen Vorbereitungen. Der Frühling neigte schon durch zerrissenes Wintersturmgewölk sein lächelndes Antlitz, wie eine Tochter Noah's aus der Arche, spähend, ob sich nicht bald die Wasser verlaufen?

Schon trieb die Kronenlaube über Sophienlust schwellende Knospen, der Schnee war gewichen von Feldern, Wäldern und Rainen, und die Wege, über welche die glatte Kufe der Schlitten so leicht hinweggeglitten, waren jetzt grundlos.

Eines Tages war die Bewohnerschaft der Residenz in vielfacher Bewegung, und ein großer Theil derselben trieb sich auf den Straßen umher. Die Straße von Norden her kam ein Wagenzug, jeder Wagen mit sechs Pferden bespannt und von Geleitsreitern convoyirt. Jeder Wagen führte zwei Fähnlein, davon eines den Reichsadler zeigte, das andre das Wappen des Fürstenhauses. Die hohen Lastwagen führten den Reichthum des Fürsten Albert nach der Residenz, in kostbaren Mobilien, Gemälden, Büchern und andern Sammlungen der Natur und Kunst bestehend. Die Fama verkündete, daß auch der Fürst mit seiner Gemahlin und seinen Kindern gegen Mittag eintreffen werde.

Die wohlthuende, haßmildernde Wirkung des Schmerzes war keine anhaltende gewesen, der alte Haß überwältigte sie.

Fürstin Sophia ließ die Tafel absagen. Von der Tochter und dem Sohne, Lili, Pipi und Päpperle begleitet, auch Mäusle und Schnäuzle sorglich im warmen Schoße gebettet, fuhr sie zur Stunde nach Sophienlust ab. Das übrige Gefolge sollte nach-

kommen. Ihr Weg ging südwärts, sie konnte dem Schwager nicht begegnen.

Fürst Friedrich ließ satteln, und ritt in Begleitung eines Reitknechts spazieren. Er hielt eine Zeitlang einen Weg mit Sophia, ohne aber mit ihr oder sonst mit den sie Begleitenden ein Wort zu reden.

In halber Stundenweite von der Stadt ergoß sich aus einer schmalen Thalrinne ein angeschwellter Bach, über den nicht ohne Gefahr Wagen und Pferde zu bringen waren. Doch gelang es, aber Friedrich gebot seinem Reitknecht, den Wagen der Fürstin bis nach Sophienlust zu begleiten, und hülfreich zur Hand zu sein, wenn ähnliche Gefahr auf dem Wege, wie zu fürchten stand, noch öfters begegne. Eigentlich wollte Friedrich allein sein, ganz allein in der stürmischen Natur. Er sah Wagen und Reitern eine Zeitlang nach, und lenkte dann sein Roß in jenes einsame, enge, wahrhaft melancholische Thal, dem rollenden Bach entgegen.

Zur Linken hatte er bald eine alte und schöne Waldung, die aber jetzt winterlich entlaubt stand,

und vom Hauch des Sturmes überweht, ihr dumpfes Brausen mit dem lauten Wellengeräusche des Baches einte. Zur Rechten stieg eine kahle, steile Bergwand fast senkrecht empor, an welcher kaum ein Schlehen- oder Hagebuttenstrauch Wurzel geschlagen. Wie Pflanzengespenster standen da und dort in kleinen Gruppen die grauen, laublosen Stengel der Weberkarden mit ihren großen stachlichen Samenkapseln, starr und einsam. Und einsam, schaurig öde war es rings umher. Zwei Büchsenschüsse von der belebten Landstraße, und man war wie abgeschnitten von der Welt.

Vom Plateau der Hochebene senkten sich von allen Seiten Risse und Spalten in den tiefen Kessel dieses Thales, den ein Rand von Felsen oben umgab, an deren terrassenartiger Abstufung man die Spuren allmäligen Abnehmens jener großen Fluth gewahrte, die vor grauen Zeiten diese Thäler und Einschnitte gebildet hatte.

Bald wurde das Thal so unwegsam, daß der absichtlich irrende Reiter nicht weiter mit dem Pferde vorwärts dringen konnte. Er stand, ohnehin schon

ermüdet, da er dergleichen Wanderung nicht gewohnt war, unter einer Gruppe alter und hoher Eichen still, die ein von der Natur gebildetes kleines Bassin umgaben, das das Wasser einer Waldquelle in sich faßte. Schon regte sich in dieser klaren und bis zum Grunde durchsichtigen Fluth das erwachende Naturleben; der kleine braune Brunnensalamander schwamm darin, und gestand der Brunnensalamandrin seine Liebe.

Fürst Friedrich starrte in den Quell und seufzte, und sann seinem verfehlten Leben nach, seinen verfehlten Wünschen. Er fühlte tief das Nichtige, das Ohnmächtige seines Daseins, das Gedrückte seiner unerquicklichen Lage. Und nicht ein Funke von Kraft war in ihm, sich loszureißen aus den Banden, in die er allseitig eingesponnen war, nicht ein Funke von Energie, die thatkräftig nach außen strebt, die sich Wege bahnt durch die Wüste, die einem Ziele zueilt, und sich durch sich selbst belohnt, auch wenn das Ziel nicht erreicht wird.

„Ich will die Welt fliehen, ich will ein Einsiedler werden!“ so sprach zu sich selbst der arme Fürst:

„Hier in dieser Einöde des menschenleeren Felsenthales will ich fürder weilen. Diesen Brunnen soll man fassen, eine Hütte soll man hier erbauen für mich, und hier will ich tagelang, wie in einem stillen Asyle mich verborgen halten, hier werde ich geborgen sein vor den Pfeilen der Geringschätzung, der Verkennung, ach — aber die innere brennende Wunde, die ich im Herzen trage, dieser kann ich nicht entfliehen, diese wird mir der Quell nicht kühlen, der Balsam der Einsamkeit nicht heilen, die Wunde, die mir verschmähte Liebe schlug.“

Während Fürst Friedrich hier trauervoll und trostlos stand und den Bäumen des Waldes, den Felsen der Wildniß von seinem Schmerz erzählte, drang von der Stadt her bis in dieses Thal der rollende Schall vom Donner der Geschütze, der sich an den Bergen brach, läuteten in der Residenz alle Glocken, jauchzte tausendstimmiges Vivat, zog im offnen, sechsspännigen Prachtwagen Fürst Albert mit seiner blühend schönen Gemahlin und den lieblichen Kindern in die Stadt und das Schloß ein, und machte sich gar nichts daraus, ein leeres Haus zu

finden, von den Geschwistern sich unbegrüßt zu sehen. Mangelte doch keine der äußern Ehren, die ihm gebührten, auf die Liebe jener hatte er längst verzichten gelernt.

Lulu und Lili standen beide, diesesmal in Trauerkleidern, wieder in dem traulichen Kabinet, das Eichwald's Künstlerhand mit mehreren gelungenen Bildern, zur Erinnerung, ausgeschmückt hatte, und sprachen freundlich wehmuthvoll mit einander über die Vergangenheit, über die Zukunft.

„Ob der selige Bruder wohl Arges von uns dachte," warf Lulu die Frage auf, „als er uns hier in einem Beisammensein mit August und Eichwald fand, das er sich so, wie er es fand, nicht vermuthete? Der edle Mensch schwieg, o wie gern hätte ich ihm das Räthsel gelöst."

„Wenn das irdische Sein noch für die Verklärten irgend ein Interesse hat," erwiederte Lili: „so daß deren geistiges Fühlen aus der Unendlichkeit in die Endlichkeit herabreicht, so wird sein helleres Schauen ihm wohl offenbart haben, daß das, was er sah, nur der schmerzliche Ausbruch des Gefühls von vier

verwandten gegenseitig liebevoll verständigten Herzen war, und nicht ein frevelhafter und strafbarer Triumph der Sinnlichkeit über unser besseres und höheres Selbst. Jener Abschied voll Schmerz und Erhebung gab mir mich selbst wieder, erhielt uns gegenseitig, festigte und kräftigte unsre Liebe, und ich möchte die Erinnerung an ihn nicht missen, wie schmerzlich sie auch das arme Herz berührt. Es war jeder Abschiedskuß ein Weihekuß ewiger Freundschaft." —

„Und Du folgst mir, theure, herrliche Freundin!" rief Lulu mit bittendem Ton, und hoffend.

„Ich folge Dir!" bejahte Lili, während die fürstliche Freundin sie an ihr Herz zog.

„Und Du wirst — Eichwald's Braut!" flüsterte die Prinzessin vertraulich, und ließ die Freundin nicht aus ihren Armen.

„Zu Deinem Heil! Auch das!" hauchte Lili. „Der Mann, den Du Deiner hohen Neigung werth gehalten, wird mich — mindestens nicht verkennen. Ich werde es ohne Eifersüchtelei sehen, daß er zu Dir, wie zu einer Heiligen, verehrend aufblickt."

„Soll ich von meinem künftigen Herrn und Gemahl in Bezug auf Dich dasselbe sagen?“ fragte Lulu, in ihren heitern, scherzenden Ton übergehend.

„Um des Himmels willen! Nein!“ rief Lili erschrocken. „Dies wäre frevler Leichtsinn. Heil uns, daß wir Alle gerungen haben, und doch Alle Sieger geblieben sind. Wir blicken dereinst wohl auf einen jugendlichen Irrthum, doch auf keine sträfliche Verirrung zurück; der Kampf der Entsagung, den wir kämpften, verwundete uns wohl, aber er tödtete nicht.“

„Weißt Du's, ob er das nicht thut?“ fragte mit schwärmerischem Blick die Prinzessin, und die Erinnerung an jenen Jagdtag, wo der unselige Schuß erfolgt, und was sie damals gelitten, flammte in ihr auf, wie ein greller Blitz in friedlicher Abendwolke.

„Nein, er wird, soll, darf es nicht!“ sprach Lili bestimmt und entschieden. „Wo ist ein fühlendes Menschenherz, das nicht in irgend einer qualvollen Stunde zu vergehen glaubte, und doch nicht verging? Glaube mir, liebste Freundin, der Mensch und selbst

das zartorganisirte Weib kann durch alle Höhen und alle Tiefen des Schmerzes, durch Purgatorium und Infernus wandeln, und dabei ein sehr hohes Alter erreichen. Wir kosteten den Kelch der Thränen, wurden geprüft und geläutert, laß uns nun ruhig das hohe Alter erwarten, und in den Jahren, die der Himmel uns noch schenkt, nicht müde werden, Gutes zu thun, edle Gesinnung zu hegen und zu pflegen, und selbst die Lebensstürme, die noch kommen können, treu gemeinsam mit einander tragen, wie wir gemeinsam im Eden eines kurzen Jugendglückstraumes gewandelt.“

„Du reiches Herz! bleibe Du nur mein, und ich bin glücklich!“ rief mit überströmender Liebe die Prinzessin, und sank weinend an die Brust der Freundin.

Lange weilten die Jungfrauen noch beisammen, bis Pipi kam, gesendet von der Fürstin Mutter, und jene hinüber zu dieser beschied.

Sophia empfing die Tochter mit würdevoller Freundlichkeit. Auf dem Tisch lagen Dokumente,

welche aus einer Truhe entnommen waren, die daneben auf einem Stuhle stand.

„Durch den Expressen," sprach die Herrin, „der so eben aus der Stadt uns nachgekommen, und den solennen Einzug des Herrn Schwagers mit seiner Sippschaft raportirt hat, ist auch ein Brief, so mit der Post angelangt, uns überbracht worden. Er ist von Deinem Bräutigam, der Dich zärtlich grüßt, Dich sein Engelsbild nennt, und Dir selbst schreibt. Der Tag Deiner Vermählung ist nun bestimmt, und kurz anberaumt."

Die Prinzessin küßte die Hand der Fürstin, die ihr den Brief des Verlobten darreichte. Die Mutter, von einem Gefühl der Liebe überwallt, das selten in ihr laut sprach, küßte die reine Stirn der vor ihr gebeugt Stehenden segnend und sprach, milder, als jemals ihre Stimme vernommen worden war, indem sie ein Dokument ergriff und es in Lulu's Hände legte: „Nimm zum Brautgeschenk von mir Sophienlust an! Was meine Lust war, soll Deine Lust sein. Tritt zuweilen aus der größern Pracht, die in Deinen neuen Verhältnissen Dich umgeben wird, in

Deinen stillen Jugendgarten, darin die Blume Deiner Liebe erblühte. Ich erwähle mir zum Wittwensitz ein anderes größeres Schloß des Landes. Und Du — sei glücklich. Sei von mir gesegnet!" —

Und Luise wurde glücklich, wurde ein wegen ihrer hohen Liebenswürdigkeit und Schönheit nicht minder, als wegen ihres Geistes und ihrer fürstlichen Tugenden mit höchster Achtung genannte Regentin.

Das innige Band der Freundschaft, das Luisens Herz und das Herz Lili's umschlang, überdauerte das Leben; diese Freundschaft strahlte wie ein reiner Stern mit nie verdunkeltem Glanze. Ebenso blieb Graf Eichwald Lili's Gemahl, mit hohen Ehren und Würden bekleidet, seinem Fürsten innig nah, innig befreundet, und zu des Landes Wohl die Gunst benutzend, die sein Herz, wie seine Thatkraft verdiente.

Sophienlust, das heitergemüthliche Thalschlößchen, verödete. Doch steht es noch, als reinliches Kabinetstück, als Zeuge der einfachen Fürstenlust früherer Tage, wohlerhalten in der ländlichen Einsamkeit seiner waldigen Umgebung. Immer noch hängen

dort unter vielen andern Bildern, die des Hundes Päpperle, von Mäusle und Schnäuzle.

Die Zeit ist eine andre geworden; die Fürsten halten keine Hofzwerge mehr, die Schooßhündlein sind aus der Mode; es gibt höhere Interessen in der Gegenwart zu verfolgen, als Parforcejagden, Fischereien und Zwergtänze zu veranstalten, — aber die Menschenherzen — sind sie nicht dieselben geblieben, die sie vor hundert Jahren waren, wie vor tausend Jahren? Die Menschenherzen glühen noch, hassen, lieben, weinen und jauchzen, wie die Bienen noch summen und Honig sammeln, wie die Vögel noch singen, die also gethan seit dem Anbeginn der Schöpfung. Es wird immer so sein.

Inhalt.

	Seite
Des Dichters Waldgang	1
Das Schlösschen im Thale	21
Die Schätze des Thalschlösschens	40
Der grosse Fischzug	59
Der Gang zur grünen Insel	86
Eine Jagd und ihre Folgen	113
Ein Gesellschaftsspiel	145
Die Liebesgeschichte	165
Lectüre	192
Eine Assemblée	221
Des Hauses finstrer Geist	245
Verlobung	271
Die Maskerade	302
Finale	325

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Ludwig,

Sophienlust Novelle

Stuttgart 1840

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.g.o.51
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11843267-6